



# Leseprobe

Tom Segev

## Simon Wiesenthal Die Biographie

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 21,00 €



---

Seiten: 576

Erscheinungstermin: 09. Januar 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

---

## Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Tom Segev über den Nazi-Jäger Simon Wiesenthal**

Vom Tag seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Mauthausen an machte Simon Wiesenthal (1908 – 2005) es sich zur Lebensaufgabe, NS-Verbrecher aufzuspüren und vor Gericht zu bringen. Sechs Jahre nach seinem Tod legt nun der bekannte Historiker und Journalist Tom Segev die erste aus Originalquellen gearbeitete Biographie dieser Jahrhundertgestalt vor, enthüllt zahlreiche bisher unbekannte Tatsachen und erzählt eindrucksvoll das Leben des »Nazi-Jägers«, der doch selbst immer auch ein Verfolgter blieb.



### **Autor**

## **Tom Segev**

---

Tom Segev ist Historiker und einer der bekanntesten Journalisten Israels. In Deutschland wurde er durch sein Buch »Die siebte Million« (1995) bekannt. Zuletzt erschienen von ihm bei Siedler seine viel gerühmte Geschichte des Sechstagekriegs »1967« (2007) und »Die ersten Israelis« (2008), eine Darstellung der Anfänge des jüdischen Staates.

Tom Segev  
**SIMON WIESENTHAL**  
DIE BIOGRAPHIE

Aus dem Hebräischen von  
Markus Lemke

Pantheon

Die hebräische Originalausgabe ist 2010 unter dem Titel  
*Shimon Wiesenthal. Habiographia* bei Keter, Jerusalem, erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH.

Erste Auflage  
Pantheon-Ausgabe Januar 2012

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010  
by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München,  
nach einer Vorlage von Rothfos + Gabler, Hamburg  
Lektorat und Register: Jan Schleusener, Berlin  
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, München  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-55156-1

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

## Inhalt

11	PROLOG
	<b>Der gläserne Sarg</b>
23	KAPITEL 1
	<b>»Eichmann ist meine Leidenschaft«</b>
23	1. Zwischen Rache und Recht
31	2. Eine Nacht im Schnee (erste Version)
36	3. Eine Nacht im Schnee (zweite Version)
43	KAPITEL 2
	<b>»All die Zeit haben wir Hitler nicht ernst genommen«</b>
43	1. Eine kleine Stadt in Galizien
50	2. Der große Fehler
57	3. Unter dem Schutz Chruschtschows
61	KAPITEL 3
	<b>»Auf Wiedersehen auf dem Regal neben der Seife«</b>
61	1. Janowska
67	2. Gute Deutsche
71	3. Drei Tage im Kleiderschrank
76	4. Unter dem Schutz der SS
81	5. Plaszow, Groß-Rosen, Mauthausen
85	KAPITEL 4
	<b>»Wer hat sie gesehen, wer kennt sie?«</b>
85	1. Die amerikanische Verbindung
88	2. Die Entwurzelten
95	3. Präsident der Juden
99	4. Grundsteine

105	KAPITEL 5
	»Das vor allem ist die Aufgabe des österreichischen Patrioten«
105	1. Eine neue Heimat
111	2. Hilfe von einem Freund
117	3. Eine zweite Heimat
123	KAPITEL 6
	»So wurde ich zum Briefmarkensammler«
123	1. Der große Coup
129	2. Spione unter sich
135	3. Odessa
137	4. Die erste Jagdsaison
142	5. Das Versäumnis
151	KAPITEL 7
	»Ich hoffe, Sie kommen nicht zu mir!«
151	1. Die Geheimnisse des Sees
155	2. Dazugehörend und außen vor
160	3. Intrigen in der Bethlehemstraße
164	4. Jüdische Verbrecher
173	KAPITEL 8
	»Ich habe immer gesagt, er ist in Buenos Aires«
173	1. Der Brief eines besorgten Vaters
179	2. Der Weg in die Garibaldistraße
186	3. Der Keim des Ruhmes
190	4. Der Jerusalemer Prozess
197	KAPITEL 9
	»Ein Detektiv mit sechs Millionen Klienten«
197	1. Figaro hier, Figaro da
202	2. Theokrat
208	3. Wo ist Mengele?
213	4. Wer hat Angst vor Anne Frank?

221	KAPITEL 10
	» <b>Man sollte meinen, er war glücklich, aber manches Mal hat er auch geweint</b> «
221	1. Die Stute von Majdanek
226	2. Rudolfsplatz 7
232	3. Die Maus, die brüllte
238	4. Verehrer und Enttäuschungen
243	KAPITEL 11
	» <b>Sie waren immer eine richtige Masse</b> «
243	1. Mörderschule
248	2. Stangl
256	3. Ein Wettlauf gegen die Zeit
263	KAPITEL 12
	» <b>Auschwitzgrenzen</b> «
263	1. Schicksalsverbundenheit
270	2. Geschichte eines Lebens
275	3. Aktion Donau
283	KAPITEL 13
	» <b>Was hätten Sie an meiner Stelle getan?</b> «
283	1. Die Sonnenblume
290	2. Ein »Ungenügend« von Heinrich Böll
299	KAPITEL 14
	» <b>Kreisky beginnt, den Verstand zu verlieren</b> «
299	1. Volksfeind
303	2. Brunos Freunde
310	3. Die Mühlen der Gerechtigkeit

317	KAPITEL 15
	»Besser als jedes Monster«
317	1. Die Akte Forsyth
321	2. Eine Geschichte wie aus einem Film
327	3. Der programmierte Freund
332	4. Terror gegen Juden
339	KAPITEL 16
	»Und der Herr Wiesenthal hat halt zur Gestapo, behauptete ich, eine andere Beziehung gehabt als ich«
339	1. Die zweite Runde
343	2. Der Scoop des Jules Huf
348	3. Wie ein rollender Donner
355	4. Wer ist Jude?
363	KAPITEL 17
	»Es ist nicht leicht, meine Frau zu sein«
363	1. Die Beweise
368	2. Die Nachtigallversion
375	3. Der Anschlag
383	KAPITEL 18
	»Die Kinder sind dieselben«
383	1. Auf den Spuren von Kolumbus
388	2. Die Anderen
393	3. Der Konkurrent
400	4. Jägerneid
409	KAPITEL 19
	»Nur damit sein Name nicht in Vergessenheit gerät«
409	1. Die Mengele Boys
415	2. Wurzeln
420	3. Kulturheroe
427	4. Sonderermittlungen



431	KAPITEL 20
	» <b>Als sei ich schon tot</b> «
431	1. Zwischen Disneyland und Hollywood
438	2. Der goldene Käfig
443	3. Die Liebe der Eva Dukes
447	KAPITEL 21
	» <b>Sleazenthal</b> «
447	1. Unbedenklichkeitszeugnis
454	2. Deep Throat
458	3. Rat von einem Fachmann
463	4. Der Preis
467	5. Katharsis
475	KAPITEL 22
	» <b>Wir alle haben in unserer Jugend Fehler gemacht</b> «
475	1. Hitlers Freund
481	2. Das Opfer und sein Heiland
485	3. Von Lager zu Lager
488	4. Von einem Wunder zum nächsten
493	5. Mit der Erinnerung leben
499	6. Ein letztes Dinner
505	Dank
509	Verzeichnis der besuchten Archive
511	Anmerkungen
559	Literaturauswahl
563	Bildnachweis
565	Personenregister

## PROLOG

### Der gläserne Sarg

Eine solche Beerdigung hatte es noch nicht gegeben: Noch nie waren in einem Grab die sterblichen Überreste so vieler Menschen beigesetzt worden. Ihre letzte Reise begann in Tel Aviv, am 26. Juni 1949. Das Grauen, das die große Synagoge umgab, war beinahe nicht zu ertragen, und immer wieder erhoben sich hysterische Schreie aus der Menschenmenge, die sich um das Gebäude drängte. Die Zeitungen meldeten, es hätten sich dort Zehntausende versammelt, und schilderten herzerreißende Szenen. Menschen brüllten »Vater, Mutter«, und viele wurden ohnmächtig. Auch kleine Kinder waren in der Menge auszumachen.

Im Hauptsaal der Synagoge stand ein gläserner Sarg von eineinhalb Metern Länge aufgebockt, in dem sich dreißig Porzellantiegel befanden, gestreift in weiß und blau. Sie enthielten, so hieß es in den Zeitungsberichten, die Überreste der Asche von zweihunderttausend im Holocaust ermordeten Juden. Der Bürgermeister war zugegen und mit ihm Gemeindevorsteher und Rabbiner. Reden wurden gehalten und Gebete gesprochen, ehe der Sarg auf ein Polizeifahrzeug verladen wurde, um ihn durch einige Straßen der Stadt zu fahren. Der Wagen hatte Mühe, sich seinen Weg durch die Menge zu bahnen. Überall dort, wo der Sarg vorüberrollte, schlossen Menschen ihre Geschäfte und Werkstätten, bildeten auf den Bürgersteigen ein Spalier und verfolgten die Fahrt in stillem Entsetzen.

Als erste Station war Rechovot auserkoren worden, der Wohnsitz von Staatspräsident Chaim Weizmann. In den Schulen der kleinen Stadt fiel der Unterricht aus, und den Schülern wurde aufgetragen, sich den Sarg anzuschauen. Weizmann, ein gebrechlicher und fast blinder Greis, sprach nur einige wenige Worte. Anschließend wurde der Sarg hinauf nach Jerusalem gefahren und am Stadteingang abermals von Tausenden schluchzender Menschen erwartet. Einige von ihnen hatten Seifenpackungen mitgebracht. Sie glaubten irrtümlicherweise, die Seife sei aus den Leichen von Juden hergestellt, und wollten die Seifenstücke zusammen mit dem gläsernen Sarg in der

Erde von Sanhedria beisetzen lassen, zwischen den Gräbern, die dort vor zweitausend Jahren in den Fels gehauen worden waren.

Der Mann, der verantwortlich für dieses historische Ereignis zeichnete, war Simon Wiesenthal, damals 41 Jahre alt. Vom Tag seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Mauthausen in Österreich an hatte Wiesenthal im benachbarten Linz gelebt und sich mit der Jagd auf NS-Verbrecher befasst. Die Asche der Ermordeten war auf sein Betreiben hin in Konzentrationslagern und anderen Internierungsstätten überall in Österreich gesammelt worden. »Durch diesen Sarg«, schrieb Wiesenthal später, »blickten meine Freunde aus dem Ghetto zu mir herab, aus dem Konzentrationslager, die zu Tode gepeitscht oder in den elektrischen Stacheldraht gejagt wurden; ich sah, wie sie in die Gaskammer abgeführt wurden, ich sah sie um ihr nacktes Leben flehen.«<sup>1</sup>

Wiesenthal kannte zu jenem Zeitpunkt bereits einige Israelis, doch nur wenige kannten ihn. Auch Israel Rokach, der Bürgermeister von Tel Aviv, wusste nicht, wer Wiesenthal war, als sich dieser, auf Jiddisch, einige Monate zuvor an ihn gewandt hatte. Doch offenbar ließ sich Rokach von Wiesenthals resolutem Stil beeindrucken. Sein Vorstoß kam fast schon einer Order gleich, war nicht Frage, Bitte oder Vorschlag: Der Jüdische KZ-Verband in Österreich habe »beschlossen«, die Asche der Märtyrer nach Israel zu überführen, und er, Wiesenthal, habe »sich entschieden«, die Stadtführung von Tel Aviv mit ihrem Empfang zu ehren. Eine Ablehnung kam nicht in Frage, und Rokach antwortete, Tel Aviv werde die Urnen mit einem »Schauder der Heiligkeit« empfangen; eine Ahnung, wie mit den Urnen zu verfahren sein würde, hatte er nicht.

Die Vernichtung der Juden verfolgte viele der Bewohner des Landes, der Schmerz peinigte sie, und bereits 1946 hatte man Asche beigesetzt, die aus einem Vernichtungslager in Polen gerettet worden war. Doch 1949 wusste noch niemand mit Gewissheit, welches der angemessene Weg sein würde, sechs Millionen Tote zu betrauern, und wie deren Andenken zu verewigen wäre. Das Gesetz zur Verfolgung von NS-Verbrechern und deren Helfern wurde erst ein Jahr später verabschiedet; der staatliche Holocaust-Gedenktag wurde zwei Jahre später eingeführt und das Gesetz zur Errichtung der Nationalen Erinnerungsstätte Yad Vashem erst fünf Jahre später ratifiziert.

Als Wiesenthal in Israel eintraf, umgab den Holocaust dort noch großes Schweigen: Eltern erzählten ihren Kindern nicht, was sie durchgemacht hatten, und Kinder wagten es nicht, danach zu fragen. Holocaust-Überlebende, Exilanten jenes »anderen Planeten«, wie sie selbst die Konzentrationslager zu

beschreiben pflegten, weckten Furcht und Abscheu, Scham und Schuldgefühle. Es war nicht leicht, mit ihnen zu leben: Wie sollte man mit ihnen in einem Haus wohnen, wie mit ihnen zusammen arbeiten; wie ging man mit ihnen ans Meer oder ins Kino, verliebte sich in sie und vermählte sich mit ihnen, wie nahm man ihre Kinder in der Klasse auf? Wohl kaum eine andere Gesellschaft hatte eine schwerere, schmerzhaftere Konfrontation mit, wie man später sagen sollte, dem »Anderen« zu bestehen.

Viele der Israelis, die schon vor dem Weltkrieg ins Land gekommen oder hier sogar geboren waren, neigten dazu, den Opfern des Holocausts und den Überlebenden mit Hochmut zu begegnen, da sie diese mit der allgemein verachteten jüdischen Existenz im »Exil« identifizierten, dem absoluten Gegenstück zum Leben des »neuen Hebräers«, den sie im Lande Israel, im Geiste der zionistischen Vision, zu erschaffen strebten. Es war allgemein üblich, die Holocaust-Opfer dafür zu verurteilen, dass sie nicht früher schon nach Palästina emigriert waren, anstatt in ihren Herkunftsländern zu verharren und untätig darauf zu warten, dass man sie ermordete. Auch verachtete man sie für ihre angebliche Schwäche, da die meisten von ihnen nicht gegen die Nationalsozialisten gekämpft hatten, sondern in den Tod gegangen waren wie, so das geflügelte Wort jener Tage, »Vieh zur Schlachtbank«. Viele der Holocaust-Opfer fanden in Israel kein Gehör, kein Mitleid und keine Bereitschaft zuzuhören; oftmals schenkte man ihnen keinen Glauben, wenn sie über ihr Schicksal erzählten.

Die Überlebenden jedoch hatten den Israelis etwas zu sagen. Mehr als einmal nur fragten sie sie, warum die zionistische Bewegung nicht größere Anstrengungen unternommen hatte, sie aus den Händen der Nationalsozialisten zu retten. Diese Frage beinhaltete eine schreckliche Anschuldigung. Die Führer der zionistischen Bewegung hatten Schwierigkeiten, ihr offenkundiges Untätigbleiben zu erklären. Doch die Frage, was sie hätten tun können, ging einher mit einer noch beschämenderen Frage – in welchem Maße hatte man sich überhaupt für das Schicksal der europäischen Juden interessiert? Viele Holocaust-Überlebende waren fassungslos, nach dem Krieg feststellen zu müssen, dass die Juden in Amerika und in Palästina die meiste Zeit des Krieges in relativer Sorglosigkeit verbracht hatten. Die Meldungen über die Vernichtung der Juden in Europa hatten sie nicht allzu sehr beschäftigt und ihren Alltag nicht durcheinandergebracht.

Wiesenthal erzählte einmal, wie ihm, unmittelbar nach Kriegsende, jüdische Zeitungen aus Amerika und auch aus der jüdischen Gemeinde in Palästina in die Hände gefallen seien, die im Sommer 1943 gedruckt worden waren,

zu einem Zeitpunkt mithin, als er selbst Häftling im Konzentrationslager gewesen war. »Und was ich las, war schrecklich deprimierend für mich«, schrieb er. Denn die Zeitungen berichteten über den ganz normalen Alltag eines Gemeindelebens, mit Politik, wirtschaftlichem Gedeihen, Kultur, Unterhaltung und Familienfeiern. Nur hier und dort fand Wiesenthal Meldungen über den Mord an den Juden in Polen, in der Regel gestützt auf Berichte der BBC. In den Zeitungen aus Palästina fand er große Aufmacher über Araber, die einen Kibbuz angegriffen und zwei Kühe getötet hatten. Ein Bericht über die Vorgänge in Polen aus dem Munde eines Flüchtlings, der es nach Palästina geschafft hatte, musste sich mit Seite 7 begnügen. »Und so begann ich mich zu fragen, ob wir noch ein Volk, noch dasselbe Volk sind«, schrieb er.

Im Jahr 1946 besuchte Wiesenthal den in Basel stattfindenden Zionistenkongress, den ersten nach dem Holocaust, und dort ging ihm der Gedanke durch den Kopf, die Köpfe der Zionistischen Bewegung gehörten vor ein Gericht gestellt, ähnlich wie der Führungsriege des NS-Regimes zur selben Zeit in Nürnberg der Prozess gemacht wurde. »Ich schaute mir jene, die unsere ›Führung‹ gewesen waren und so wenig unternommen hatten, um Juden zu retten, genau an«, erzählte Wiesenthal später. »Jeder von ihnen hatte sich auf den anderen verlassen. Da sagte ich zu meinem Freund, was ich offen zu sagen nicht wagte: Wir könnten auch einen Nürnberger Prozess gebrauchen, um all jene anzuklagen, die ihre Pflicht nicht erfüllt haben, uns gegenüber, unseren Familien und dem jüdischen Volk.«<sup>2</sup> Wiesenthal meinte unter anderem David Ben-Gurion, den späteren israelischen Ministerpräsidenten. In dem er die Asche der Ermordeten zur letzten Ruhe nach Jerusalem brachte, verlangte Wiesenthal von den Israelis, sich endlich mit dem Holocaust auseinanderzusetzen, so wie er dies später von allen anderen Staaten der Weltgemeinschaft forderte.

Diejenigen Institutionen und Verwaltungsbeamten, die in die Organisation der Beisetzung involviert wurden, tendierten nicht selten dazu, die ganze Angelegenheit als Ärgernis zu betrachten. Doch Wiesenthal ließ ihnen keine Ruhe. Als Erstes schrieb er an Yad Vashem, in diesen Tagen noch lediglich ein privater Verein, der seine Aktivitäten aus einer Dreizimmerwohnung koordinierte und Schwierigkeiten hatte, die Miete zu zahlen. »Wir bedauern zutiefst, dass es unserer Unternehmung noch nicht gegeben ist, diese heilige Sendgabe zu übernehmen«, schrieb die Organisation an Wiesenthal, der sich daraufhin an die Stadtverwaltung von Tel Aviv wandte. Die Führung von Yad Vashem erklärte sich, wohl oder übel, einverstanden mit diesem Schritt, änderte jedoch schnell ihre Meinung und verlangte, den gläsernen Sarg in Jerusalem

beizusetzen. Wiesenthal stimmte auch dem zu: »Wir sind überzeugt, dass es uns aus staatlichen und nationalen Gründen in der gegenwärtigen Phase obliegt, alles zu tun, um in Jerusalem jedwede Sache und jedwedem Anliegen zu konzentrieren, welche die Verbundenheit der Diaspora unseres Volkes mit dem Staat Israel versinnbildlichen«, schrieb er, wie üblich für ihn im Plural.

Nun galt es zu entscheiden, wer das Projekt finanzieren sollte. Wiesenthal sicherte Tel Avivs Bürgermeister Rokach zu, die Organisation, in deren Namen er spreche, würde alle durch den Transport anfallenden Kosten tragen, bat jedoch darum, man möge sein Flugticket und das eines Begleiters bezahlen, ebenso wie die Kosten eines zehntägigen Aufenthalts. Yad Vashem antwortete umgehend, man habe kein Geld. Die Frage mündete in eine sich hinziehende Korrespondenz, über die weitere 18 Monate verstrichen. Es war dies ein dramatisches, schicksalhaftes und vor allem blutiges Jahr: Zwischen Wiesenthals erstem Brief an Yad Vashem vom Januar 1948 und dem letztendlichen Datum der Beisetzung tobte im Land ein Krieg, an dessen Ende der Staat Israel erstand. Wiesenthal, der ein begeisterter Briefmarkensammler war, hatte jetzt eine Idee: Die israelische Post sollte Briefmarken zum Gedenken an den Holocaust in Umlauf bringen, deren Einnahmen für die Finanzierung der Erinnerungsarbeit zur Verfügung gestellt werden sollten.

Doch nicht allein die ungeklärte Frage der Finanzierung verzögerte sein Projekt. Der junge Staat bedurfte zunächst einmal der Aura des Heldentums: So waren einige der Beamten, die mit dem Thema befasst waren, der Ansicht, ehe aus Österreich die Asche der Holocaust-Opfer ins Land gebracht würde, gälte es, aus Wien den Sarg Theodor Herzls zu überführen, des Begründers der zionistischen Bewegung. Denn Herzl symbolisierte einen Triumph, der Holocaust hingegen die vernichtende Niederlage. Und so wurde verfahren. Zudem entbrannte eine Diskussion, welche Rolle der Staat bei der Beisetzung der Asche der im Holocaust Ermordeten haben sollte und welche das Oberrabbinat, ein Echo mithin der Dauerfehde zwischen Säkularen und Religiösen. Woraus wiederum die Frage erwuchs, ob die Urnen, die Wiesenthal drängte, im jüdischen Staat beizusetzen, tatsächlich nur die Asche von Juden enthielten – oder vielleicht auch die von Nichtjuden.

Am Ende riss Wiesenthals Geduldsfaden: Er telegraphierte an Yad Vashem, er befände sich auf dem Weg nach Rom. Dort würde er eine italienische Passagiermaschine nehmen und führe die Asche mit sich. Man möge bitte alles Erforderliche vorbereiten. Erst jetzt setzten die Verantwortlichen von Yad Vashem ein Komitee ein, das, in aller Eile, die Zeremonie organisierte, wobei wechselseitige Anschuldigungen zwischen den Vertretern der verschiedenen

Institutionen laut wurden, die wiederum ihren Weg in die Presse fanden. Es drohte ein Skandal, doch im buchstäblich letzten Augenblick konnte der Präsident der Knesset, des israelischen Parlaments, dem Protokoll eine amtliche Traueranzeige des Staates diktieren, so dass die Zeitungen dem Ereignis eine breite Berichterstattung widmeten.<sup>3</sup>

Es war Wiesenthals erster Besuch in Israel. Er kam mit einem polnischen Pass ins Land. Man empfing ihn mit allen Ehren und belastete ihn nicht mit Fragen, die sich eigentlich hätten aufdrängen müssen: Wo genau war die Asche gesammelt worden, wie ließ sich mit Gewissheit sagen, dass dies die Asche der Opfer war, und wie habe er, Wiesenthal, feststellen können, dass die Zahl der in österreichischen Konzentrationslagern ermordeten Juden 200 000 betrage? Eine Zeitung war offenbar der Ansicht, dies genüge nicht, und schrieb, es handele sich um 250 000 Opfer. Insgesamt zeigten sich sämtliche Zeitungen geneigt, die Tatsache zu übergehen, dass es sich hierbei um symbolische Mengen an Asche handeln musste, und beschrieben die Urnen, als enthielten sie tatsächlich die gesamte Asche Hunderttausender Ermordeter.<sup>4</sup>

Wiesenthal war sehr aufgewühlt. »Ich ging hinter diesen Urnen«, schrieb er später, »und dachte an meine Familie, an meine Verwandten, ich dachte an meine Kollegen und an meine zahlreichen Kameraden, die die Zeit des Grauens mit ihrem Leben bezahlten. Ich blickte zum Sarg hinauf und sah das Gesicht meiner Mutter. Ich sah sie so wie damals, da ich mich von ihr verabschiedete, an jenem bitteren und flüchtigen Tag, als ich morgens das Haus zur Zwangsarbeit außerhalb des Ghettos verließ und nicht wusste, dass ich sie bei meiner Rückkehr am Abend nicht wiedersehen würde.«<sup>5</sup>

Die Bestattung der Asche der Holocaust-Opfer sollte nur der erste Schritt eines weitaus ehrgeizigeren Plans sein: Wiesenthal hoffte, zum Andenken an die Ermordeten einen Monumentalbau zu errichten oder, in seiner Diktion, ein Mausoleum. Denn vor dem Krieg hatte Wiesenthal Architektur studiert. Jetzt entwarf er eine Gedenkstätte und schlug vor, diese in einem der Waldstücke in der Umgebung von Jerusalem zu errichten, wohin dann auch die Urnen mit der Asche von Sanhedria überstellt werden sollten. Er zeichnete eine Art riesige, Marmor gedeckte Bühne, auf der zwei gigantische Türme thronen sollten, eine exakte Kopie des Eingangstors im Lager Mauthausen, mit einer steinernen Kuppel, unter der sich eine kreisrunde Erinnerungshalle mit schwarzem Granitfußboden befinden sollte.

Es war das erste Mal, dass er sich an eine Unternehmung von derartiger Größenordnung machte. Er strahlte Tatkraft, Selbstsicherheit und innere Überzeugung aus. Schon zum damaligen Zeitpunkt entdeckte er an sich eine

offenbar angeborene Begabung für Öffentlichkeitsarbeit. Ehe er nach Israel reiste, verschickte Wiesenthal Informationen über das Mausoleumsprojekt an eine lange Reihe jüdischer Persönlichkeiten und Organisationen in verschiedenen Ländern. Das Projekt sollte auch die Auflösung der jüdischen Lager für die »Displaced Persons« in Österreich markieren, deren Insassen vor der Auswanderung nach Israel standen. Viele sicherten zu, ihm helfen zu wollen. Als Wiesenthal im April 1952 Ausfertigungen der Pläne an Ben-Gurion schickte, behauptete er daher: »Wir sind in der Lage, die hierzu erforderliche Geldsumme innerhalb von zwei Jahren zu akquirieren.« Vom Büro des Ministerpräsidenten wiederum wurde ihm generös mitgeteilt, man habe den Vorschlag an Yad Vashem weitergeleitet.<sup>6</sup>

Wiesenthal verlangte nicht, zum leitenden Architekten des Projektes ernannt zu werden, hoffte aber wahrscheinlich, dass es dazu kommen würde. Wäre sein Vorschlag tatsächlich angenommen worden, ist es gut möglich, dass er in Israel ansässig geworden wäre und sich der Architektur gewidmet hätte, anstatt in Österreich zu bleiben. Die »Halle der Erinnerung«, die später auf dem Komplex von Yad Vashem in Jerusalem erbaut werden sollte, erinnert in einigen Punkten tatsächlich an die Erinnerungshalle, die Wiesenthal entworfen hatte. Ein kleiner Teil der Asche, die Wiesenthal zur Beisetzung in Sanhedria überführt hatte, wurde hernach in die »Halle der Erinnerung« verbracht, doch Wiesenthal selbst war nicht an deren Planung beteiligt. Er sollte sich nie wieder mit Architektur befassen.

Das Drama des Simon Wiesenthal liegt in einigen hundert Aktenordnern verborgen, die gut und gerne 300 000 Blatt Papier umfassen, Briefe, die er erhielt, und vor allem Kopien von Briefen, welche er in den sechzig Jahren seiner Arbeit als »Nazi-Jäger« verfasste. Die erste von ihm angelegte Akte beginnt im Jahr 1945 und zeigt seine Gestalt als wandelndes Skelett, mit einem Körpergewicht von nur 44 Kilogramm, soeben dem Konzentrationslager Mauthausen entronnen, ohne Hoffnung und Ziel. In einem Aktenordner aus den achtziger Jahren befindet sich ein handschriftlicher Zettel: »Darling Simon, gib auf Dich acht und bleibe glücklich. Ich liebe und wir alle brauchen Dich. Elizabeth Taylor.«<sup>7</sup>

Als unermüdlicher Kämpfer gegen das Böse und zentrale Gestalt im Kampf für die Menschenrechte gelang es Wiesenthal, sich zu einer Person der Zeitgeschichte zu machen, die weltweite Verehrung erfuhr. Hollywood vereinnahmte ihn als einen Helden der Kultur, und Dutzende von Universitäten verliehen ihm die Ehrendoktorwürde. Mehrere amerikanische Präsidenten



luden ihn ins Weiße Haus ein. Wiesenthal verstand es, jeden Augenblick dieses Ruhmes zu genießen, doch als er einmal äußerte, Präsident Jimmy Carter brauche ihn mehr als er Carter, lag er richtig damit. Einer der Mitarbeiter des Wiesenthal-Centers in Los Angeles hat es einmal auf die Formel gebracht, würde es ihn nicht geben, hätte man ihn erfinden müssen, denn Menschen auf der ganzen Welt, Juden wie Nichtjuden gleichermaßen, bedürften seiner als Symbol und Quell der Hoffnung.

Er entfachte ihre Phantasie, faszinierte sie, fesselte und beängstigte sie, belastete ihr Gewissen und verlieh ihnen einen tröstlichen Glauben an das Gute – ein Jude, der es auf sich genommen hatte, dafür zu sorgen, dass auch der letzte Nationalsozialist nicht sorglos und als freier Mann sterben sollte, da er, der Jude Wiesenthal, ihn jagen, finden und alles in seiner Macht Stehende tun würde, um ihn vor Gericht zu stellen und seiner Strafe zuzuführen. Damit die Gerechtigkeit obsiegt.

Ein Romantiker wie Don Quichotte mit dem Image eines James Bond und einem überlebensgroßen Ego, einer Neigung zu Phantastereien und einer unbändigen Schwäche für anzügliche, auf Jiddisch erzählte Witze, war Wiesenthal zugleich auch ein überaus mutiger Mann, der eine Reihe atemberaubender Aktionen initiierte. Doch im Gegensatz zu dem Mythos, der sich um ihn rankte, koordinierte er niemals eine global tätige Verfolgungsorganisation, sondern arbeitete, fast ganz auf sich gestellt, in einer kleinen Wohnung zwischen hohen Stapeln alter Zeitungen und mit der Zeit gelb gewordener Karteikarten. Das war das Dokumentationszentrum, das Wiesenthal in Wien errichtet hatte. Nicht weit entfernt davon stand im Zweiten Weltkrieg am Morzinplatz das ehemalige Luxushotel »Metropol«, in dem die Nationalsozialisten die Leitstelle der Gestapo untergebracht hatten.

An einer Wand seines Büros hing eine große Karte mit den Namen von Hunderten von Konzentrations- und Vernichtungslagern in ganz Europa; in einigen von ihnen war Wiesenthal selbst inhaftiert gewesen. Er nutzte historische Dokumente, städtische Einwohnermeldelisten und sogar Telefonbücher, um daraus persönliche Angaben über NS-Verbrecher zusammenzutragen und Anhaltspunkte für deren möglichen Aufenthaltsort zu finden. Dies war sein Lebensziel. Zuweilen begab er sich auch auf kleine Rechercheaktionen, entlockte schwatzhaften Nachbarn und Kneipenwirten Informationen, horchte gesprächige Briefträger, Kellner und Friseure aus. Einer seiner Bekannten hat ihn mal mit dem gewitzten Inspektor Clouseau in dem Film »Der rosarote Panther« verglichen.

Sein Glaube an das liberale Rechtssystem machte ihn, ebenso wie sein

kommunikatives Können und sein Glaube an Amerika, zu einem Vertreter des 20. Jahrhunderts schlechthin. Dabei entwickelte er eine weit gefasste, humanistische Auffassung in Bezug auf den Holocaust. Im Gegensatz zu der in Israel und innerhalb des jüdischen Establishments in den USA gepflegten Erinnerung an den Holocaust tendierte Wiesenthal dazu, im Mord an den Juden ein Verbrechen gegen die gesamte Menschheit zu sehen, und setzte diesen in Verbindung zu den Verbrechen der Nationalsozialisten gegen andere Gruppierungen, darunter die unheilbar Kranken, die Zigeuner, Homosexuellen und »Zeugen Jehovas«. Der Holocaust war in seinen Augen nicht nur eine jüdische, sondern eine menschliche Tragödie. Nicht selten benötigte er viel Mut, um diese Auffassung zu vertreten.

Wiesenthals Humanismus war tief in seiner Lebensgeschichte verankert: Er war ein Kosmopolit, lebte sein ganzes Leben lang in mehr als nur einem Identitätskreis. Geboren wurde er in den jüdischen Identitätskreis, lebte als Erwachsener unter einer österreichischen Identität, stand mit einem Bein jedoch auch in der israelischen und amerikanischen Identität.

Ein ganzes Zimmer seiner Büroräume war Aktenordnern vorbehalten, in denen Drohbriefe und antisemitische Schmähungen abgeheftet waren. Wiesenthal pflegte diese Ordner mit dem Buchstaben M zu markieren, für Merschutze. Einmal erhielt er etwa einen Brief, der »An die Judensau, Österreich« adressiert war. Wiesenthal rief den Postminister an, um zu fragen, wie um alles in der Welt der Postbote gewusst habe, dass der Brief für ihn bestimmt sei. Er wusste es einfach. Immer wussten sie es. Dennoch hatte Wiesenthal sich entschieden, in Österreich zu leben und sein Schicksal mit diesem Land zu verknüpfen. Zu erklären, warum er dies tat, fällt nicht leicht.

Er war an Versuchen beteiligt, Hunderte von NS-Verbrechern zu verfolgen und vor Gericht zu bringen, wirkte an der Verurteilung Dutzender Täter mit. Seine Bemühungen, NS-Verbrecher ausfindig zu machen und Beweismaterial gegen sie zusammenzutragen, waren bemerkenswert, vor allen Dingen vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die überwiegende Mehrheit aller an den Gräueltaten der Nationalsozialisten Beteiligten ohne Strafe davongekommen ist. Die Täter fügten sich nach dem Untergang des Dritten Reiches ins Alltagsleben ihrer Gemeinden in Deutschland, Österreich und anderen Ländern und mussten nie Rechenschaft über ihre Taten ablegen. Einige machten sogar Karriere in Politik, Verwaltung, Justiz, dem Bildungswesen oder der Wirtschaft. »Die Nazis haben den Krieg verloren, wir haben die Nachkriegszeit verloren«, pflegte Wiesenthal zu sagen.<sup>8</sup>

Dazu kam es nicht nur, weil Deutsche und Österreicher die Verbrecher mit erheblicher Nachsicht behandelten, sondern auch wegen des Kalten Krieges. Mehrfach musste Wiesenthal realisieren, dass die Täter, die er ausfindig gemacht hatte und vor Gericht bringen wollte, als Agenten im Dienst der Vereinigten Staaten und anderer Staaten beschäftigt waren, in mindestens einem Fall auch von Israel.

Im Jahr 1953 informierte Wiesenthal die israelischen Behörden, er habe herausgefunden, dass Adolf Eichmann, einer der größten NS-Verbrecher, sich in Argentinien versteckt halte. Sieben Jahre später schließlich entsandte Israel Geheimagenten nach Buenos Aires, die Eichmann entführten und nach Jerusalem brachten. Dort wurde er vor Gericht gestellt und schließlich hingerichtet. Wiesenthals Part in diesem Fall trug ihm die Aura eines Helden ein, als habe er Eichmann eigenhändig festgenommen. Einige Israelis haben ihm dies nie verziehen, ja einer von ihnen hat Wiesenthal einmal mit einem Trittbrettfahrer verglichen, der sich einfach auf den Fahrersitz geschwungen habe. Andere verglichen ihn mit dem legendären Lügenbaron Münchhausen.<sup>9</sup> De facto jedoch stand Wiesenthal über Jahre im Dienste des israelischen Geheimdienstes Mossad.

Wiesenthal starb im September 2005, im Alter von 97 Jahren. Seine Tochter Paulinka Kreisberg erhielt eine wahre Flut von Beileidsbekundungen aus der ganzen Welt. Unter den Kondolierenden befanden sich die niederländische Königin Beatrix und der jordanische König Abdallah, Laura und George W. Bush, Präsidenten und Regierungschefs, Parlamentsabgeordnete und Stadt-oberhäupter aus zahlreichen Staaten. Der amerikanische Senat verabschiedete eine Trauerannonce.

Irgendjemand schickte auch im Namen von Muhammad Ali, dem zur Legende gewordenen Boxer, eine Beileidsbekundung. Vielleicht aufgrund des Drucks, den Wiesenthal seinerzeit, immer und immer wieder, auf die Stadtverwaltung Berlins ausgeübt hatte, bis diese endlich, allem Anschein nach höchst unwillig, nachgab und eine Straße nach Jesse Owens benannte, dem schwarzen Sprinter, der 1936 an den Olympischen Spielen in Berlin teilgenommen und Hitlers Sportler besiegt hatte. »Der Staat Israel, das jüdische Volk und die ganze Menschheit stehen tief in Simon Wiesenthals Schuld, der sein Leben darauf verwandt hat zu gewährleisten, dass die Gräueltaten der Nationalsozialisten sich nicht wiederholen und die Hände der Mörder nicht reingewaschen werden«, schrieb Ministerpräsident Ariel Sharon zum Tod Wiesenthals.

Mehr als alles andere jedoch berührten Wiesenthals Tochter die Briefe, die sie von unzähligen Privatpersonen erhielt, darunter Hunderte von Angehörigen der »zweiten Generation«, von Kindern von Holocaust-Überlebenden. Das Erbe des Holocausts war ein zentrales Element ihrer Identitätsbildung. Viele von ihnen empfanden tiefe Identifikation mit Wiesenthal. So schrieb etwa Esthi Cohen, eine gebürtige Israeli, an Wiesenthals Tochter: »Als ich sechs Jahre alt war, habe ich immer meine Schuhe vor dem Bett bereitgestellt, damit ich, wenn die Nazis in der Nacht kämen, wenigstens Schuhe hätte, nicht wie die Mutter im Todesmarsch aus den Konzentrationslagern, am Ende des 2. Weltkriegs.« Dem Beileidsschreiben fügte sie eine Kopie ihres israelischen Personalausweises bei: Auf den Ausweis hatte sie einen gelben Davidstern geklebt.

»Ich wollte, dass Sie wissen, wie Ihr Vater, sein Andenken möge gesegnet sein, mein Leben beeinflusst hat«, schrieb Liat Sitro, eine 64-jährige Israeli, und fügte hinzu, der Tag, an dem sie im Radio von Eichmanns Festnahme gehört habe, sei der größte Tag in ihrem Leben gewesen, da sie an jenem Tag zum ersten Mal, seit sie begonnen hatte, sich für den Holocaust zu interessieren, wieder Glauben daran gefasst habe, dass es Gerechtigkeit auf der Welt gebe.<sup>10</sup>

Einmal erzählte Wiesenthal, im Konzentrationslager Janowska im Ghetto von Lwów (Lemberg) in der Ukraine habe er zu einer Gruppe von Häftlingen gehört, die gezwungen worden seien, eine große Grube auszuheben. »Wir wussten, dass sie sich bald mit Leichen füllen würde«, erzählte er. »Die Opfer kamen schon anmarschiert. Frauen und Mädchen. Da fing ich den verzweifelten Blick eines der Mädchen auf. ›Vergiss uns nicht!«, sagte mir dieser Blick.« Kurz nach seiner Befreiung malte sich Wiesenthal eine Begegnung mit den Opfern des Holocausts aus, im Himmel, und er schwor sich, ihnen nur jene fünf Worte zu sagen, die mit den Jahren zu seinem persönlichen Erkennungszeichen werden sollten: »Ich habe euch nicht vergessen.«<sup>11</sup>

Mehr als alles andere verdient Wiesenthal tatsächlich Anerkennung für seinen Beitrag zur Erinnerungskultur: Sein ganzes Leben lang behielt er die Toten in Erinnerung und kämpfte gegen die Leugnung ihres Todes an – so wie er selbst gegen den Tod gekämpft und das Leben geheiligt hatte. Je mehr Jahre vergingen und – ironischerweise – je geringer die faktischen Aussichten wurden, NS-Verbrecher vor Gericht zu bringen, desto mehr wurde der Holocaust, die Shoah, zu *dem* universalen Code schlechthin für das absolute Böse, zu einem Warnzeichen für jedes Volk und jeden Menschen. Dies ist in großem Maße den Anstrengungen Simon Wiesenthals zu verdanken, der in die-

ser Hinsicht mehr als irgendjemand sonst getan hat. Doch auch auf dem Höhepunkt seiner Popularität als »Nazi-Jäger« und als humanistische Autorität ist Wiesenthal ein einsamer Mensch geblieben, sein ganzes Leben lang verfolgt von Schreckenserinnerungen. Er war ein tragischer Held, der sich stets in das Mysterium seiner Lebensgeschichte hüllte. Es fällt nicht leicht, seine Geheimnisse zu dechiffrieren.

Während er hinter dem gläsernen Sarg herschritt, dachte Wiesenthal nicht nur an die Millionen ermordeter Opfer, sondern auch an die Mörder. »Ich dachte an Eichmann«, schrieb er später. »Er wird wahrscheinlich von diesem Begräbnis hören oder in einer Zeitung lesen. Er wird eine teuflische Freude verspüren. [...] Jetzt sah ich diese Massen, jetzt sah ich dieses weinende Gesicht Tel Avivs und Jerusalems und sagte mir: Diese Menschen müssen noch den Tag erleben, an dem Eichmann, der Mörder ihrer Familien, ins jüdische Land gebracht wird.«<sup>12</sup> Ein Satz, der sich als richtig und zugleich nicht richtig erweisen sollte, wie so vieles, was Wiesenthal geschrieben hat.

## KAPITEL 1

### »Eichmann ist meine Leidenschaft«

#### 1. Zwischen Rache und Recht

Adolf Eichmann war der ranghöchste NS-Beamte, der schon vor dem Krieg mit den Führern der jüdischen Öffentlichkeit gesprochen hatte, erst in Berlin und dann auch in Wien und Prag. Er arbeitete anfangs im Sicherheitsdienst der NSDAP und später im Reichssicherheitshauptamt. In seiner Funktion sprach Eichmann auch mit einigen Vertretern der zionistischen Bewegung. Zweck dieser Kontakte war es, die Auswanderung der Juden aus Deutschland und aus einigen der von den Deutschen besetzten Gebiete zu regeln. Ab 1941 organisierte Eichmann die Deportation der europäischen Juden, zunächst in die Ghettos und danach zu ihrer systematischen Vernichtung in die Todeslager.

Im Januar 1942 war Eichmann bei einer Konferenz wichtiger Regierungsbehörden und Parteidienststellen zugegen, deren Teilnehmer die Organisation und den Ablauf der Vernichtung erörterten. Die Zusammenkunft fand am Berliner Wannsee statt. Eichmann gehörte nicht zu denen, die die Vernichtungspolitik festlegten. Doch er führte sie aus. Er gehörte zu jenen NS-Mördern, die in der Regel an ihrem Schreibtisch arbeiteten, unternahm jedoch auch mehrfach Inspektionsreisen vor Ort. In seinen Erinnerungen etwa hat er einen Zwischenfall beschrieben, der sich bei Minsk ereignete: Eichmann sah eine Frau mit einem Säugling auf dem Arm, und er behautete, er wollte der Frau das Baby entreißen, um es zu retten, doch irgendjemand schoss dienstefrig und tötete den Säugling. Reste seines Gehirns spritzten auf Eichmanns Ledermantel; sein Fahrer half ihm, diese abzuwischen.<sup>1</sup> Die Juden, die keinen ranghöheren Nationalsozialisten als ihn kannten, sahen in ihm einen von zwei Adolfs, die den Holocaust verübt hatten – Eichmann und Hitler.

Die Führer des jüdischen Volkes verfolgten seine Taten. Drei Monate nach Kriegsbeginn vermerkte Ben-Gurion in seinem Tagebuch, was er von einem der Führer der zionistischen Bewegung in der Tschechoslowakei

gehört hatte: Die Lage der Juden habe sich dramatisch verschlimmert, seit Eichmann in Prag eingetroffen sei. Ben-Gurion notierte, Eichmann sei Heinrich Himmler, dem Chef der Gestapo, direkt unterstellt.<sup>2</sup> Diese Feststellung war zwar nicht exakt, spiegelte aber die Einschätzung wider, dass Eichmann zu den ranghöchsten Repräsentanten des NS-Regimes zählte.

Spätestens im April 1944 dann erschien Eichmann als allmächtig, da er eine Abmachung initiierte, die nicht nur über das Schicksal der ungarischen Juden, sondern vielleicht sogar über den Ausgang des Krieges zu entscheiden versprach. Eine Reihe jüdischer Honoratioren in Budapest, unter ihnen auch Rezső Kastner, bekam von Eichmann den Vorschlag unterbreitet, das Leben von einer Million Juden zu retten, indem sie die Lieferung verschiedener Güter, einschließlich einiger Tausend Lastwagen, zusagten. »Eichisch«, wie Kastner ihn auf Hebräisch bezeichnete, habe ihm berichtet, dass Juden zur Vernichtung nach Auschwitz geschickt würden und dass er, Eichmann, bereit sei, ihre Vernichtung zu verhindern. Der Vorschlag wurde durch einen Kurier in den Westen übermittelt.

Genau dieses Ereignis wurde unzählige Male aufgerollt, stets unter der Überschrift: »Lastwagen für Blut«.

Obwohl durch die Vereinbarung zwischen Kastner und Eichmann weniger als 2000 Juden gerettet wurden, trug sie jedoch auch das Ihre zur Überhöhung seiner Gestalt und seiner Identifikation mit dem Holocaust bei. »Er ist der Hauptschuldige an der Vernichtung von Millionen Juden in Europa«, berichtete etwa ein Journalist in Palästina kurz nach Kriegsende.<sup>3</sup>

Die Jewish Agency for Palestine, die vor der Staatsgründung Israels als Quasiregierung fungierte, begann gegen Ende des Krieges damit, Informationen über NS-Verbrecher zusammenzutragen, unter anderem aus dem Munde von Holocaust-Überlebenden, denen es gelungen war, in das unter britischem Mandat stehende Palästina zu gelangen.<sup>4</sup> Im Juni 1945 wurde bei der Agency auch ein Standardformular auf den Namen Eichmanns angelegt, eines von mehreren hundert anderen zu potentiellen Kriegsverbrechern. Auf dieser Liste war Eichmann der ranghöchste Gesuchte. Die Informationen jedoch waren bruchstück- und fehlerhaft. Nicht einmal sein Vorname war bekannt, und man war obendrein irrtümlicherweise überzeugt, Eichmann sei in der deutschen Templer-Kolonie Sarona bei Tel Aviv geboren. In der beige-fügten näheren Erklärung wurde er jedoch als einer der Hauptverantwortlichen für die Vernichtung der Juden bezeichnet.<sup>5</sup>

Ein paar Wochen später wandte sich einer der Leiter des Jüdischen Weltkongresses an den amerikanischen Ankläger bei den Nürnberger Prozessen

und bat, man möge alles Erforderliche unternehmen, um Eichmann zu verhaften und zusammen mit den Hauptkriegsverbrechern vor Gericht zu stellen.<sup>6</sup> Doch Eichmann war bereits untergetaucht, und unmittelbar nach Kriegsende begannen verschiedene Personen, nach ihm zu suchen: Abgesandte aus Palästina, amerikanische Spione sowie Holocaust-Überlebende, unter ihnen auch Wiesenthal. Es war eine gemeinsame, wenn auch nicht immer aufeinander abgestimmte Suche, abenteuerlich, amateurhaft und von Pannen gespickt, getragen jedoch von innerer Glut und Hingabe an die Aufgabe.

Präzise Angaben über Eichmanns Lebenslauf und sogar ein Hinweis auf den Ort, an dem er sich möglicherweise versteckt hielt, erhielt man ohne größere Mühe von Dieter Wisliceny, Eichmanns Stellvertreter, der im Mai 1945 durch Soldaten der US-Armee festgenommen worden war. Er legte detailliert Zeugnis über die Vernichtung der Juden ab und lastete die Hauptverantwortung Eichmann an. Einige Mitglieder der zionistischen Bewegung, die sich zum damaligen Zeitpunkt in Europa aufhielten, trafen sich mit Wisliceny. Einer von ihnen war Gideon Rufer, der später seinen Familiennamen in Rafael ändern und eine führende Position im israelischen Außenministerium bekleiden sollte.

Allem Anschein nach interessierte sich Rufer vor allem für die Zusammenarbeit zwischen Eichmann und dem palästinensischen Mufti von Jerusalem, Hadsch Amin al-Husseini. Wisliceny wurde dann an die Tschechoslowakei ausgeliefert, wo er, im Gefängnis von Bratislava, Arthur Piernikarz gegenüber eine Erklärung abgab, jenem Arthur Piernikarz, der sich in Wien »Pier« nannte, später seinen Namen in Asher Ben-Nathan ändern und zu einem der Köpfe der israelischen Sicherheitskräfte und zum ersten Botschafter seines Landes in Deutschland werden sollte.

Pier hielt sich zum damaligen Zeitpunkt in Wien auf. Er war als einer der Befehlshaber der »Bricha« in die österreichische Hauptstadt gekommen – der »Flucht«, wie die Aktion zur Ausschleusung der überlebenden Juden aus Osteuropa und ihrer Überführung nach Palästina bezeichnet wurde. Pier war nicht gekommen, um NS-Verbrecher aufzuspüren, hoffte jedoch, Eichmann zu fangen. Wisliceny teilte ihm mit, Eichmanns Fahrer befinde sich ebenfalls in Haft. Der Fahrer wurde verhört und gab die Namen einiger Frauen preis, mit denen Eichmann zu verkehren pflegte. Wisliceny wusste auch zu berichten, dass Eichmann seine Frau und seine drei Kinder in der Nähe des Dorfes Altaussee im steirischen Salzkammergut zurückgelassen habe. Dies war die wichtigste Information, die zum damaligen Zeitpunkt kursierte.<sup>7</sup>



Während sich Pier noch in Wien aufhielt, wurde er von einem Flüchtling aus dem polnischen Radom angesprochen, der ihn um Hilfe bei der Suche nach den Mördern seiner Familie und der jüdischen Gemeinde seiner Stadt bat. Pier willigte ein, ihm zu helfen. Der Name des Mannes war Tadek (Tuwiah) Friedman. Pier gab ihm ein wenig Geld, und Friedman eröffnete ein »Dokumentationszentrum«. Er wollte sich an den Tätern von Radom rächen. Pier wies ihn an, seine Suche auf Eichmann zu konzentrieren: »Er ist der größte Mörder von allen«, war er überzeugt, und Friedman begann, nach Informationen über Eichmann zu fahnden.<sup>8</sup>

Wiesenthal hörte erst nach dem Krieg von Eichmann, sollte sich aber auch später noch genau daran erinnern, von wem und wann er diesen Namen gehört hatte: von einem Offizier der Jüdischen Brigade, die als Einheit der britischen Armee gegen die Nationalsozialisten gekämpft hatte. Der Name des Offiziers lautete Aharon Choter-Yishai, später ein bekannter Anwalt in Israel. Das war im Juli 1945.<sup>9</sup> Wiesenthal stand da bereits in Kontakt zu den amerikanischen Besatzungsbehörden und half ihnen, Kriegsverbrecher ausfindig zu machen. Ein-, zweimal fuhr er in diesem Zusammenhang zu den Nürnberger Prozessen.<sup>10</sup>

Zur selben Zeit wurde er auch unter den Flüchtlingen öffentlich aktiv. Einer der Männer der »Bricha«, Avraham Weingarten, stellte den Kontakt zwischen Wiesenthal und Arthur Pier her, und kurze Zeit später besuchte auch Gideon Rufer Wiesenthal in Linz. Sie brachten eine Liste von Namen von Kriegsverbrechern mit, die die Jewish Agency angefertigt hatte, und teilten ihm ebenfalls mit, Eichmann sei der wichtigste von allen.

Eichmanns Eltern hatten sich in Linz niedergelassen, als er noch ein Kind war. Sie führten ein Geschäft für Elektroartikel in einer der Haupteinkaufstraßen der Stadt, ein Geschäft, das auch nach dem Krieg noch ihren Namen trug. Daher fiel es Wiesenthal nicht schwer, sie ausfindig zu machen. Er wohnte nicht weit von ihnen entfernt, zur Untermiete in einem Zimmer, war sich jedoch nicht sicher, ob es sich bei der Familie tatsächlich um die des gesuchten Eichmanns handelte. Gewissheit erlangte er erst durch Zufall, wie er in seinen Lebenserinnerungen berichtet: Eines Abends servierte ihm seine Zimmerwirtin einen Tee, und als sie das Tablett auf seinem Tisch absetzte, erhaschte sie einen Blick auf die darauf liegenden Papiere.

Ihr Blick fiel auf den Namen Eichmann. »Eichmann? Das ist doch der SS-General Eichmann, der die Juden kommandierte?«, fragte sie neugierig und fügte hinzu, seine Eltern wohnten ganz in der Nähe. Wiesenthal fragte

aufgeregt, ob sie sich auch sicher sei. »Na hören Sie, ich als alte Linzerin werde doch wissen, was in meiner Nachbarschaft vorgeht«, erwiderte die Zimmerwirtin. Am nächsten Tag führte die Polizei eine Hausdurchsuchung bei den Eltern Eichmanns durch, doch diese sagten aus, sie hätten keine Ahnung, wo sich ihr Sohn aufhalte.<sup>11</sup>

Möglich, dass es diese Entwicklung war, die Pier veranlasste, an Rufer zu schreiben. »In Bezug auf Eichmann haben wir mit der Behandlung angefangen. Bisher war nur Wiesenthal tätig, da ich eine Woche lang in Prag und in Bratislava war. Gestern hat er mir mitgeteilt, dass er bei irgendetwas weitergekommen ist, und heute werde ich einen Brief von ihm erhalten. Noch zwei, drei Tage, und ich werde mehr wissen.«<sup>12</sup> Doch auch Pier unternahm etwas: Aufgrund der Informationen, die er von Wisliceny bekommen hatte, schickte er einen der jüdischen Flüchtlinge, die sich damals in Wien aufhielten, mit dem Auftrag los, sich mit einer von Eichmanns Bekannten anzufreunden, um von ihr eine Fotografie Eichmanns zu erhalten.<sup>13</sup> Der junge Mann, der mit dem heiklen Auftrag betraut wurde, hieß Manus Diamant, stammte aus dem polnischen Kattowitz und war zum damaligen Zeitpunkt 24 Jahre alt.

Während des Krieges hatte es Diamant von Stadt zu Stadt verschlagen. Die Nationalsozialisten brachten unterdessen seine Eltern um. Nach dem Krieg fand er sich in Wien wieder, wo er Friedman kennen lernte und so auch zu Pier gelangte. Rachegeleüste brannten in ihm. Eichmanns Name war ihm seit 1943 bekannt. Diamant, ein gut aussehender junger Mann, gab sich als SS-Mann aus Holland aus und machte sich daran, nach der Freundin Eichmanns zu suchen. Es war nicht leicht, sie zu finden, und nicht auf Anhieb konnte er sie bewegen, ihm ihr Fotoalbum zu zeigen, doch letztendlich gelang es ihm, ihr ein Foto von Eichmann abzunehmen.

Pier schickte Diamant nach Linz, um vor Ort mit Wiesenthal zusammenzuarbeiten, und der zeigte ihm das Elektrogeschäft der Familie Eichmann. Diamant begann, den Laden zu observieren. Auch Eichmanns Bruder arbeitete dort. Eines Tages machte sich der Bruder Richtung Bahnhof auf. Diamant ging ihm nach und bestieg denselben Zug. Sie fuhren nach Altaussee, in jenes Dorf, das Wisliceny genannt hatte. Wie erwartet, wollte Eichmanns Bruder seine Schwägerin dort besuchen. So kam ihre Adresse heraus.

Viele Jahre später schrieb Asher Ben-Nathan – vormals Arthur Pier – an Diamant: »In einer wagemutigen persönlichen Aktion ist es Ihnen seinerzeit gelungen, den Aufenthaltsort von Eichmanns Frau und Kindern herauszufinden und ein einzelnes Foto von ihm zu beschaffen, das ein erster und wichti-

ger Schritt auf dem Weg zur Festsetzung des Verbrechers darstellte. Eichmanns Foto diente später dazu, ihn in Buenos Aires, vor seiner Entführung, zweifelsfrei zu identifizieren.«<sup>14</sup>

In den darauf folgenden Wochen gelang es dem unter falscher Identität auftretenden jüdischen Flüchtling, sich mit Veronika Eichmann (genannt Vera, die ihren Mädchennamen Liebl wieder verwendete) anzufreunden und manchmal sogar mit ihren Kindern Bootsfahrten auf dem nahe gelegenen See zu unternehmen. Ben-Nathan erzählte später, in einer bestimmten Phase sei der Vorschlag erwogen worden, die Kinder zu entführen. Doch man nahm sofort wieder Abstand von diesem Vorhaben, da dies »viel zu viel Aufsehen erregt« hätte.<sup>15</sup>

Das war aber nur der eine Teil der Geschichte. Diamant steuerte später den anderen bei: Einmal fuhr er mit Eichmanns drei Kindern, die ausgelassen und fröhlich waren, in einem Boot hinaus auf den See. Dabei musste er an Theodore Dreisers Buch *Eine amerikanische Tragödie* denken, das er gerade gelesen hatte, und ihm kam eine Idee: »Ich würde Eichmanns drei Kinder als Strafe für den Massenmörder ertrinken lassen. Damit er empfinde, was Millionen jüdischer Mütter und Väter empfunden hatten, denen man gewaltsam die Kinder entrissen und auf seinen Befehl hin vernichtet hatte.« Die Idee habe ihm keine Ruhe gelassen, ihn nachts um den Schlaf gebracht und ihn verfolgt, schrieb er.

Doch all seine Bemühungen, Eichmann aufzuspüren, scheiterten, weshalb Diamant beschloss, nach Wien zurückzukehren und Pier Bericht zu erstatten. Die Nacht zuvor verbrachte er bei Wiesenthal in Linz und erzählte ihm von seinem Racheplan. Wiesenthal verwahrte sich entschieden dagegen: »Rache kommt nicht in Frage«, stellte er fest. Diamant versuchte, ihn umzustimmen: »Das ist keine Rache, sondern eine Bestrafung. Eichmann soll in dem See nach den Überresten seiner Kinder tauchen, so wie wir nach eineinhalb Millionen verlorenen Kindern suchen.«

Doch Wiesenthal blieb bei seiner Auffassung. Auch Pier war gegen den Plan. Dennoch leitete er den Vorschlag an seine Vorgesetzten weiter, aber auch sie untersagten, Eichmanns Kinder zu ermorden. Diamant war enttäuscht, doch viele Jahre später, als erfolgreicher Unternehmer in Israel, schrieb er: »Als ich erwog, das Boot, in dem ich mit Eichmanns Söhnen saß, zum Kentern zu bringen, zeigte sich mir mit einem Mal die Gestalt meiner Mutter, die zweifelnd und voller Sorge den Kopf schüttelte, und aus Ehrfurcht vor ihr fasste ich die Ruder und gelangte zum Ufer.«<sup>16</sup>

Viele Holocaust-Überlebende forderten Rache. Einige wenige von ihnen

versuchten, Deutsche zu ermorden, und noch weniger gelang dies. Aharon Choter-Yishai, damals Offizier in der Jüdischen Brigade, schilderte in seinen Lebenserinnerungen, wie ein Überlebender sechs Goldringe vor ihn hinlegte. »Das sind sechs Deutsche, die ich getötet habe«, sagte der Mann. Seine Opfer waren Kriegsgefangene. Zwei von ihnen habe er eigenhändig erwürgt, zwei nach seinen Worten mit ihrem Bajonett ermordet. Die Schädel der übrigen zwei habe er mit einer Eisenstange zertrümmert.

Einer der deutschen Soldaten, ein blutjunger Mann, habe um sein Leben gefleht, doch der Rächer, der als Überlebender aus Palästina nach Europa zurückgekehrt war, habe sein Flehen überhört und ihn ermordet: »So und so«, habe er voller Wut und glühendem Hass die Stiche mit dem Bajonett demonstriert, schreibt Choter-Yishai. Der Rächer habe ihm die Andenken gezeigt, die er an sich genommen hatte, die Ringe und auch einen Goldzahn, den er einem der Deutschen, dem der Schädel eingeschlagen worden war, aus dem Mund gebrochen hatte. »In jenen Tagen«, schrieb Choter-Yishai, »teilte ich sein Bedürfnis nach Rache und der Befriedigung, die sie mit sich brachte.«<sup>17</sup>

Einige Angehörige der Jüdischen Brigade indes betrachteten Rache als Hauptziel ihrer Mission. Es gelang ihnen, eine Liste ehemaliger Gestapomänner zusammenzustellen, die sie als britische Militärpolizisten verkleidet aufsuchten. Die Männer wurden zum Verhör abgeführt und umgebracht. Shimon Avidan, später hochrangiger Offizier in der israelischen Armee, reiste nach Europa, um Eichmann zu liquidieren, und exekutierte irrtümlicherweise jemand anderen. Einer der Rächer war zudem der spätere Oberbefehlshaber der israelischen Streitkräfte, Chaim Laskov.

Der wohl bekannteste und ehrgeizigste Racheplan wurde jedoch von einigen Holocaust-Überlebenden ersonnen, die sich bei Kriegsende in der polnischen Stadt Lublin wiederfanden. Sie überhöhten ihr Rachebedürfnis zu einem ethischen, national-historischen Paradigma und beschlossen, sechs Millionen deutsche Zivilisten zu vergiften. Ihr Anführer war Pascha Reichman, der später seinen Namen in Jitzhak Avidov ändern und als israelischer Diplomat in Warschau dienen sollte. Der geistige Führer der Gruppe war der charismatische Dichter und Visionär Abba Kovner, ein hoch verehrter Mann.

Der Plan, das Trinkwasser einiger deutscher Städte zu vergiften, schlug fehl, und der Gruppe glückte es lediglich, Brotlaibe in einem der deutschen Kriegsgefangenenlager mit Gift zu bestreichen. Einige hundert deutsche Soldaten holten sich eine Magenverstimmung. Jahre später schrieb Abba Kovner in einem persönlichen Brief an Avidov: »Offenbar haben wir damals

unser Leben für Dinge aufs Spiel gesetzt, die vollkommen bedeutungslos waren. Es war lediglich der Einsatz unseres Lebens, der ihnen ihre Bedeutung verlieh.«

Dies war auch die Sichtweise, die sich in Israel durchsetzte. Das Rachegefühl sei zwar ein Grundbedürfnis des Gefühlskanons, wie Angst, Freude und vielleicht auch Hunger und Durst, schrieb ein Kolumnist, doch »die europäische und jüdische Moralvorstellung definiert es als einen niederen Instinkt, den es aus dem Herzen zu verbannen gilt«. Die angemessene Antwort auf die Verbrechen der Nationalsozialisten, so behauptete die Tageszeitung *Ha'aretz*, könne nicht Rache sein, sondern nur »die volle und gerechte Strafe nach einem Prozess«.

Dies war auch Wiesenthals Standpunkt. *Recht, nicht Rache* sollte er später seine Autobiographie betiteln, und in einer Rede vor einem Kongress von Überlebenden in Paris beschrieb er einige Zeit nach Kriegsende die Verhaftung von Kriegsverbrechern als das Fundament und die Grundlage einer moralischen Wiedergutmachung für die Juden. »Man darf den Nazis keine Möglichkeit geben zu sagen, die Juden seien auch nicht besser als sie selbst«, pflegte er zu sagen.<sup>18</sup>

Später sollte sich Wiesenthal verärgert über das Buch des israelischen Historikers Michael Bar-Zohar zeigen, das sich mit den Rächern beschäftigte. Wiesenthal zufolge entsprach nichts von dem, was in dem Buch geschrieben steht, der Wahrheit, einschließlich der Behauptung, Kovner und seinen Kameraden sei es gelungen, die Brotlaibe zu vergiften, die an ehemalige SS-Männer in einem der Kriegsgefangenenlager ausgegeben worden waren. Tatsächlich indes, behauptete Wiesenthal, sei das Ganze ein Versuch gewesen, den zwei Küchengehilfen des Lagers, beides Nichtjuden, unternommen hätten. Sie hätten versucht, die Suppe zu vergiften, doch sei niemand in Mitleidenschaft gezogen worden. Wiesenthal fürchtete, eine Verbreitung der Geschichte über den Rachefeldzug der Juden würde jüdischen Interessen schaden, eine Auffassung, welcher der israelische Botschafter in Wien schon bald beipflichtete. Eine rechtsradikale Zeitung in Deutschland sei bereits auf den Fund angesprungen, berichtete der Botschafter.<sup>19</sup>

Manus Diamant schloss unterdessen weitere Bekanntschaften mit Freundinnen Eichmanns, vermochte jedoch nicht, diesem auf die Spur zu kommen. Wiesenthal sammelte jedes Fitzelchen Information über Eichmann, dessen er habhaft werden konnte. Während des Zionistischen Kongresses, der 1946 in Basel zusammentrat, traf Wiesenthal Rezsö Kastner und erfuhr von seinen

Begegnungen mit Eichmann. Kastner erzählte Wiesenthal, dank seiner Kontakte zu Eichmann sei es ihm gelungen, das Leben Tausender von Juden zu retten. Wiesenthal glaubte ihm.<sup>20</sup>

Auch Tuwiah Friedman war noch in Wien, und die Eichmann-Akte, die er in seinem Dokumentationszentrum angelegt hatte, schwoll zusehends an, unter anderem dank des Materials, das Wiesenthal aus Nürnberg erhielt. Dort fand er nach eigener Aussage auch Gelegenheit, den NS-Verbrecher Hermann Krumey zu fragen, wo Eichmann sich aufhalte, woraufhin Krumey antwortete, dieser verstecke sich entweder in Ägypten oder aber in Palästina.<sup>21</sup> Im Mai 1948 wusste Wiesenthal zu berichten, Eichmann sei einige Zeit in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager interniert gewesen, habe jedoch seine wahre Identität durch Verwendung des Namens Eckmann verschleiern und fliehen können.<sup>22</sup>

Je näher die Staatsgründung Israels rückte, desto mehr jüdische Agenten aus Palästina verließen Österreich und kehrten nach Hause zurück. Arthur Pier brach im Juli 1947 seine Zelte dort ab. »Die Leute, die nach ihm kamen, hatten entweder wenig Zeit oder wenig Verständnis. Ihre Begierde, Kriegsverbrecher zu fassen, war, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, zweifelhaft«, schrieb Wiesenthal später.<sup>23</sup> Es schien, als interessierten sich allein Friedman und er noch für Eichmann. »Eichmann ist meine Leidenschaft«, schrieb Wiesenthal in der deutsch-jüdischen Wochenzeitung »Der Aufbau«, die in New York erschien. Um nicht vollkommen untätig bleiben zu müssen, verfolgte Wiesenthal in der Zwischenzeit, was sich bei Veronika Liebl-Eichmann in Altaussee so tat. Von Zeit zu Zeit fuhr er sogar persönlich dorthin.

## 2. Eine Nacht im Schnee (erste Version)

Das Dorf Altaussee liegt rund fünf Kilometer nördlich vom Luftkurort Bad Aussee. Beide Orte sind gleichermaßen stolz auf ihre Lage im Salzkammergut, im Herzen Österreichs. Sie sind umgeben von majestätischen Bergmassiven und spiegelglatten Seen. Die ockergelb verputzten Häuser strahlen Ehrfurcht gebietenden bürgerlichen Wohlstand aus, dazwischen stehen verstreut rot gedeckte Heuhütten.

Die Geschichte des Ortes rankt sich im Wesentlichen um eine Romanze: Die Tochter des Postvorstehers gewann das Herz des Erzherzogs Johann und Johann das ihre. Die Gästebücher der örtlichen Hotels bezeugen, dass Hugo von Hofmannsthal seine Zeit gerne hier verbrachte. Womöglich schrieb er an

Ort und Stelle die Libretti zu den Opern Richard Strauss' und gehörte zu den Begründern der Musikfestspiele im nahen Salzburg.

Aus Wien reisten auch die Schriftsteller Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann und Hermann Broch an und nicht selten auch die Familie Herzl. Herzl fuhr hier gerne Fahrrad. »Die Ausseer Luft war am Entstehen dieses Werkes sicherlich nicht ganz ohne Einfluss«, hat ein Lokalhistoriker über eines von Herzls Büchern geschrieben.<sup>24</sup> Ein Waldpfad ist dort nach Sigmund Freud benannt, auch er ein häufiger Sommerfrischler im Ausseerland. Auch einige hochrangige Vertreter des NS-Regimes wählten den Aussee als letzte Bastion; in besseren Zeiten hatten sie dort ihre Ferien verbracht.

Im August 1947 veranlasste Wiesenthal eine polizeiliche Durchsuchung des Hauses, in dem Eichmanns Frau in Altaussee wohnte, doch anstatt sich das richtige Haus, im Ortsteil Fischerndorf Nr. 8, vorzunehmen, hielten sich die österreichischen Gendarmen irrtümlicherweise an das Haus Nr. 38, wo sie jedoch mit Anton Burger einen anderen gesuchten NS-Verbrecher dingfest machen konnten. Später schrieb Wiesenthal, er habe auch an der Aktion teilgenommen und Burger höchstpersönlich in ein amerikanisches Internierungslager gebracht.

Burger hatte zum Stab Eichmanns gehört und war sein Vertreter in Wien gewesen. Einige Monate lang hatte er zudem als Lagerkommandant von Theresienstadt gedient. Als den Gendarmen aufging, dass sie sich offenbar in der Hausnummer geirrt hatten, kehrten sie noch einmal zum Haus Nr. 8 zurück. Veronika Liebl-Eichmann, die ihnen öffnete, behauptete, sie sei im März 1945 von ihrem Mann geschieden worden und habe ihn seither nicht mehr gesehen.<sup>25</sup>

Gegen Ende 1947 erfuhr Wiesenthal, dass sich Eichmanns Frau an das Bezirksgericht in Bad Ischl gewandt und »im Interesse der Kinder« darum ersucht habe, ihren Mann für tot zu erklären. Viele Frauen verfuhrten in jenen Tagen wie sie, um die Rentenansprüche ihrer Ehemänner zu erhalten oder erneut heiraten zu können. Naturgemäß und da es keine Möglichkeit der Überprüfung gab, zeigten sich die Gerichte geneigt, diesen Wünschen zu entsprechen. »Mir war klar, was es bedeutete, wenn auch Eichmann auf diese Weise für tot erklärt worden wäre«, schrieb Wiesenthal. »Man hätte seinen Namen aus den Fahndungslisten gestrichen, und jede offizielle Suche der Behörden hätte aufgehört.«

Ein Mitarbeiter des amerikanischen CIC (Counter Intelligence Corps) wandte sich an den Richter und erfuhr von ihm, ein Mann namens Karl Lukas, der in Prag wohnhaft sei, habe eidesstattlich erklärt, mit eigenen

Augen gesehen zu haben, wie Eichmann erschossen worden sei. Auf Bitten des amerikanischen Agenten erklärte sich der Richter bereit, die Entscheidung des Gerichtes zu vertagen, so dass Wiesenthal Zeit gewann, sich an die jüdische Gemeinde in Prag zu wenden. Kurz darauf stellte sich heraus, dass Karl Lukas mit der Schwester von Veronika Liebl-Eichmann verheiratet war. Das Ersuchen, Eichmann für tot zu erklären, wurde abgelehnt.

Später sollte Wiesenthal zu der Einschätzung gelangen, dieser unspektakuläre Schritt sei wahrscheinlich sein wichtigster Beitrag zu den Bemühungen gewesen, Eichmann zu fassen: »Wir hätten es niemals geschafft, ihn zu finden, wäre er für tot erklärt worden, denn jeder Misserfolg hätte in unseren Augen nur seinen Tod bestätigt.«<sup>26</sup> Einer dieser Misserfolge sollte Wiesenthals Blut bis zum Ende seiner Tage in Wallung bringen, so groß war sein Zorn, so schmerzlich die Blamage.

Es geschah, seiner eigenen Darstellung zufolge, Ende 1949. Am 20. Dezember, schrieb Wiesenthal, habe ihn ein hoher österreichischer Polizeibeamter besucht und sei am nächsten Tag neuerlich erschienen, um ihn darüber zu informieren, dass Eichmann offensichtlich beabsichtige, Silvester bei seiner Familie in Altaussee zu verbringen. »Dabei werden wir ihn uns holen«, habe der österreichische Polizeibeamte gesagt und Wiesenthal eingeladen, an dieser Aktion teilzunehmen. Der Silvestertag war zugleich auch Wiesenthals Geburtstag: »Ich konnte mir kein schöneres Geburtstagsgeschenk erträumen.« Sie verabredeten sich für den 28. Dezember. »Ich konnte den Zeitpunkt kaum erwarten. Ich dachte in diesen Tagen viel über meinen Aufenthalt in Israel, der sechs Monate zurücklag, nach. Oft sah ich vor meinen Augen die Spaliere der weinenden Menschen, die Asche der Märtyrer [und] sah in meiner Vision, wie Eichmann in Handschellen nach Israel überstellt würde.«

Wiesenthal arbeitete auch in Abstimmung mit dem israelischen Vizekonsul Dr. Kurt Levin, der zum damaligen Zeitpunkt in Salzburg saß. Auf Bitten Levins versorgte Wiesenthal ihn wiederholt mit Fotografien, ja deutete ihm gegenüber sogar seine Hoffnung an, Eichmann würde bald gefasst werden. »Sie sind ein bewundernswerter Optimist!«, bemerkte der israelische Diplomat, halb spaßend, halb im Ernst. Wiesenthal erwiderte, ohne seinen Optimismus hätte er die Konzentrationslager nicht überlebt.

Ein paar Tage vor der Aktion tauchte ein Gast aus Israel bei Wiesenthal auf. Nach seinen Worten geschah dies von Zeit zu Zeit: Die Israelis befragten ihn nach seinen Arbeitsmethoden, blättern in seiner Kriegsverbrecherkartei



und lasen Dokumente. Wiesenthal machte keine Angaben darüber, wer diese Israelis waren.

Der Gast, der kurz vor der Aktion in Altaussee eintraf, war mittelgroß, hatte schwarzes Haar und glänzende Augen und strotzte vor jugendlichem Enthusiasmus. Laut Wiesenthal strahlte er die Begeisterung eines jungen Bürgers des gerade erst gegründeten jüdischen Staates aus. Er hatte am Unabhängigkeitskrieg teilgenommen, hatte sich als wagemutiger Kämpfer auf dem Schlachtfeld ausgezeichnet und erzählte bei jeder Gelegenheit voller Stolz darüber. »Er erzählte uns Einzelheiten über die Kämpfe, wir waren alle von ihm begeistert«, schrieb Wiesenthal.

Wie die meisten Besucher aus Israel interessierte sich der junge Mann für Eichmann. Wiesenthal sagte, dieser werde schon sehr bald verhaftet werden, was ein Fehler war, denn sein Gast verstand sogleich, dass Wiesenthal von einer geplanten Aktion sprach, und bedrängte ihn, ihn mitzunehmen. Wiesenthal erwiderte, er müsse zunächst den leitenden österreichischen Polizeioffizier fragen, doch dieser hatte keine Einwände. Dies sollte sich als entscheidender Fehler herausstellen, wie Wiesenthal im Nachhinein schrieb, doch nahm er an, der junge Mann wäre ihm wohl auch heimlich gefolgt, hätte er sich geweigert, ihn bei der Aktion mitzunehmen.

Zu dritt, mit einem Fahrer, fuhren sie in einem Jeep über den Pötschenpass, eine Strecke, die zu jener Jahreszeit wegen der Schneemassen nur wenige zu befahren wagten. In Bad Aussee angekommen, stiegen sie im Hotel »Erzherzog Johann« ab. Laut eigener Aussage bat Wiesenthal den Israeli, sein Zimmer nicht zu verlassen, zumindest bis zum Abend nicht, und mit niemandem zu reden. Der Bursche jedoch habe ein Bierlokal in der Nähe ihres Hotels aufgesucht, sich mit einer Gruppe junger Frauen unterhalten und ihnen, um Eindruck zu schinden, erzählt, er sei erst vor kurzem aus Israel eingetroffen. Unterdessen bezogen sechs österreichische Geheimpolizisten Posten in sechs Gasthöfen der Umgebung und ein siebter sollte schon bald zu ihnen stoßen.

Am Morgen des 31. Dezember traf sich Wiesenthal mit dem Chef der Einsatztruppe und stimmte letzte Einzelheiten mit ihm ab. Dann kehrte er ins Hotel zurück und bat den jungen Israeli eindringlichst, sein Zimmer nicht vor Mitternacht zu verlassen, wollte er nicht die ganze Aktion gefährden. Laut Wiesenthal versprach der junge Mann, diesmal seinen Anweisungen Folge zu leisten, und damit ihm in der Zwischenzeit nicht langweilig werden würde, händigte Wiesenthal ihm noch einen Kriminalroman aus.

Bad Aussee war bereits von Silvesterstimmung erfasst, die Stimmen der ausgelassen Feiernden und der Gesang der Betrunkenen drangen an Wiesenthals Ohren. Auch seine Stimmung war gehoben: In wenigen Stunden ist Eichmann in unserer Hand, dachte er. Zusammen mit einem Mitglied der Eingreiftruppe ging er zu einem Fernsprecher. Der Mann rief Eichmanns Frau an, und diese hob ab. Der Kriminalbeamte sagte kein Wort. »Sag schon, kommst du heute Abend bestimmt?«, hörte er dann ihre Stimme. Das war das endgültige Zeichen, dass sie ihren Mann erwartete. Die Polizisten nahmen ihre Posten ein. Einer wurde an der Straße postiert, die zum nahe gelegenen Grundlsee führte. Dort gab es einige abseits stehende Häuser, so dass sie annehmen, eines davon diene Eichmann als Versteck, und dass er, zu Fuß, gegen Mitternacht von dort kommen musste.

Wiesenthal und der Chef der Truppe machten sich auf einen letzten Rundgang. Sie froren und hatten noch etwas Zeit. So gingen sie in die Gaststube des »Erzherzog Johann«, um noch ein Gläschen zu trinken. Der Schankraum war zum Bersten mit Feiernden gefüllt. Wiesenthal glaubte, seinen Augen nicht zu trauen: »Der Israeli saß inmitten einer Gruppe von Ausseern und erzählte ihnen über Israel.« Wiesenthal sträubten sich die Haare, während der österreichische Kriminalbeamte meinte: »Ich fürchte, Ihr Freund hat uns die Aktion verdorben.«

Wiesenthal versuchte, sich noch Mut zu machen, wusste jedoch, dass alles verloren war: »Als wir ins nächste Gasthaus kamen, flüsterte der dort stationierte Beamte dem Chef ins Ohr, dass die Leute in der Gaststube sich erzählten, dass ein Israeli in Bad Aussee sei. Als wir dann die anderen Gaststätten besuchten, sagte ein Beamter, er habe gehört, es wären einige Israelis hier. So verbreitete sich in Windeseile das Gerücht, eine ganze Gruppe von Israelis befände sich im Ort.«

Sie warteten noch eine Weile, doch dann sagte der Befehlshaber der Aktion, es sei sinnlos, die Sache fortzusetzen: Eichmann habe sich zwar tatsächlich auf den Weg gemacht, sei aber gewarnt worden und umgekehrt. Wiesenthal erfasste nicht sogleich die Bedeutung dieser Worte, so dass der österreichische Polizeibeamte wiederholte: »Es scheint, dass Eichmann gewarnt wurde.« Er sei wie versteinert gewesen, unfähig, auch nur ein Wort herauszubringen, berichtete Wiesenthal hinterher.

Eine halbe Stunde späterklärte ihn einer der Beamten auf über das, was passiert war. »Um halb zwölf tauchten zwei Männer auf der Straße von Grundlsee auf. Es war ziemlich finster, aber ich konnte sie gegen den hellen Hintergrund des Schnees erkennen. Sie waren etwa hundertfünfzig Meter

von mir entfernt – ich stand hinter den Bäumen an der Straße versteckt. Plötzlich kam ein anderer Mann aus der Richtung von Grundlsee und rief ihnen etwas zu. Sie blieben stehen, sprachen mit ihm, und gleich darauf rann-ten alle drei zurück.«

Am nächsten Tag verließ Wiesenthal den Ort – zutiefst deprimiert. So nahe war er dran gewesen, Eichmann zu fangen, sinnierte er, so nahe. »Ich habe dem Israeli nicht einmal Vorwürfe gemacht, die Vorwürfe musste ich mir selbst machen, weil ich ihn mitgenommen hatte. Einige Wochen lang war ich wie gelähmt und konnte mir selbst nicht verzeihen.«<sup>27</sup>

Wiesenthal erwähnte den Namen des jungen Mannes nicht, bezeichnete ihn auch nicht ausdrücklich als israelischen Agenten, doch die zentrale Bot-schaft in seiner Geschichte lässt keinen Platz für Zweifel: Israel trug die Schuld daran, dass Eichmann entwischen konnte. Dies war, seiner Überzeu-gung nach, kein Zufall: Israel habe so gut wie gar nichts getan, um NS-Ver-brecher zu fangen. Anstatt zu diesem Zweck eine schlagkräftige Organisation aufzubauen, habe man eine Flut von Büchern über den Holocaust veröffent-licht, schrieb Wiesenthal mit zürnendem Sarkasmus.<sup>28</sup>

### 3. Eine Nacht im Schnee (zweite Version)

Die Geschichte dieses gescheiterten Versuchs, Eichmann im tief verschneiten Altaussee zu fassen, findet sich in Wiesenthals Aufzeichnungen in vier unter-schiedlichen und in einigen wesentlichen Details sogar widersprüchlichen Versionen. Als Erstes verfasste er einen Bericht, den er nie veröffentlichte. Möglich, dass er ihn als Vorlage für einen Buchentwurf niederschrieb. Die Inhaltsübersicht dieses Dokuments erwähnt einen »israelischen Freund«, der ihn begleitet habe, führt jedoch nicht näher aus, was passiert sei, bis auf einen Satz, in dem es heißt, »einer von uns hat eine Indiskretion begangen«. In dem endgültigen Bericht wird der Israeli überhaupt nicht erwähnt. Dem Entwurf des Dokumentes zufolge bestand die Absicht, Eichmann den amerikanischen Behörden zu übergeben, »da wir gefürchtet haben, dass die Verhaftung Eich-manns durch lokale Behörden leicht schiefgehen könnte«. Der letzten Fas-sung des Berichts zufolge jedoch wurde die Aktion nur durch die exzellenten Arbeitsbeziehungen zwischen Wiesenthal und den österreichischen Sicher-heitsorganen ermöglicht.<sup>29</sup>

Die Rolle des israelischen Gastes wurde zum ersten Mal in dem Buch publik gemacht, das Wiesenthal über seinen Part bei der Jagd nach Eichmann

schrieb. Das Buch wurde auf Hebräisch und auf Deutsch verlegt, zwischen Eichmanns Festnahme Anfang 1960 und dem Beginn seines Prozesses im Jahr 1961. Zwischen der hebräischen und der deutschen Fassung bestehen merkliche Unterschiede, vielleicht das Resultat fehlerhafter Übersetzung oder eines überhasteten Lektorats. In einem anderen, 1988 erschienenen Buch schrieb Wiesenthal, der junge Israeli sei ein Mitarbeiter seines Büros gewesen.<sup>30</sup>

In der geschlossenen Geheimdienstgemeinde Israels, das damals noch ein Zwergstaat war, in dem jeder jeden kannte, kursiert diese Geschichte noch immer, und beinahe sechzig Jahre danach findet sich einer der altgedienten Nachrichtendienstler, der sogar den Namen jenes jungen Agenten zu nennen weiß, der sich damals auf den Weg zu Wiesenthal gemacht hatte: Michael Bloch.

Geboren in Deutschland, war Bloch 1934 nach Palästina gekommen, im Alter von sechs Jahren. Nach dem Krieg zog er in die Schweiz, um dort Medizin zu studieren, kehrte jedoch aus Anlass des Israelischen Unabhängigkeitskrieges zurück und diente nach der Staatsgründung als Nachrichtendienstoffizier. Für einige Zeit wurde er auch für die Arbeit beim Mossad abgestellt, genau wie sein Zwilling Bruder Gideon, der seinen Familiennamen in Yarden änderte und später als stellvertretender Botschafter Israels in Wien fungierte. In Blochs Nachlass findet sich die Durchschrift eines Berichtes über seine Tätigkeit in Österreich, den er nach seiner Rückkehr verfasst hat. Wiesenthal wird darin nicht erwähnt, und auch der Name Eichmann taucht nicht auf, doch Asher Ben-Nathan, der dieses Schriftstück viele Jahre später zum ersten Mal zu Gesicht bekam, bestätigte: Es ist ein und dieselbe Geschichte. Ben-Nathan wusste, wovon er sprach: Nach der Staatsgründung fungierte er als einer der Leiter der Politischen Abteilung des Außenministeriums, einem der frühen Vorläufer des späteren Mossad. Er war es, der Bloch nach Österreich entsandte. Das Ganze firmierte unter der Bezeichnung »Einwanderungsaktion«.

Ende November 1948, berichtet Bloch, habe sich Arthur Pier an ihn gewandt und ihn gebeten, die Verantwortung für die Aktion zu übernehmen. Da er zu jenem Zeitpunkt mit keiner anderen Aufgabe betraut gewesen sei, habe er eingewilligt, seine Teilnahme jedoch an die Bedingung geknüpft, die Aktion dürfe nicht mehr als zwei Wochen in Anspruch nehmen. Das Ziel der Aktion sei wie folgt definiert gewesen: »Übernahme des Subjektes aus den Händen der österreichischen Kriminalpolizei und dessen Überführung nach

Israel.« Pier habe die Durchführung der Aktion seinem Ermessen überlassen und sei für die Deckung aller anfallenden Ausgaben verantwortlich gewesen. Auch habe er Bloch zwei weitere Israelis zur Verfügung gestellt.

Mit seinem Eintreffen in Österreich habe Bloch umgehend mit Dr. Levin telefoniert, welcher ihm, nach Blochs Aussage, volle Unterstützung zusicherte. Die österreichische Kriminalpolizei habe nach dem »Subjekt« gefahndet, und es sei ihr gelungen, Informationen über dessen Aufenthaltsort zu erhalten. Der israelische Konsul habe mit dem Leiter der Kriminalpolizei im Bezirk Linz vereinbart, nach Festsetzung des »Subjektes« solle dieses gegen 5000 Dollar an die Israelis übergeben werden. Israel würde darüber hinaus für alle Kosten der Aktion aufkommen. Bloch erklärte dies wie folgt: »Die örtliche Kriminalpolizei stimmte der ganzen Angelegenheit aus zwei Gründen zu, obgleich die Übergabe eines Menschen an ein fremdes Land ohne Einwilligung der Regierung österreichischem Recht widersprach. Die Gründe sind: 1. – Die Abteilung, die mit Kriegsverbrechern befasst ist, bekommt keinen ausreichenden Etat für alle Mitarbeiter, so dass dieser Fall als willkommenes Zubrot betrachtet wird. 2. – Die Hoffnung, dass nur auf diese Weise das Subjekt die Strafe erhält, die ihm zusteht.«

Bloch bestätigte indes die wesentlichen Eckpunkte von Wiesenthals Version: Den Informationen zufolge, die man über das »Subjekt« habe erhalten können, sollte dieses zwischen dem Weihnachtsfest und Silvester seine Familie besuchen, weshalb das Haus seiner Frau observiert worden sei. »Ich bewohnte einige Tage lang eine einsame und leere Hütte, etwa vier Kilometer vom Wohnsitz der Ehefrau des Subjektes entfernt, um imstande zu sein, dieses unverzüglich in Empfang zu nehmen«, schrieb Bloch, höchstwahrscheinlich nach der Verhaftung Eichmanns.

Bei ihm hätte sich eigentlich einer der beiden anderen Agenten befinden sollen, »doch wegen der Unwirtlichkeit der Hütte, zwanzig Grad minus, dreckige Laken, zu wenig Verpflegung usw. – entschied er, in einem Hotel im nahen Dorf abzusteigen.« Bloch zeigte sich auch über Wiesenthal erbost und erzählte seinem Bruder später: »Ich lag dort in irgendeiner Holzhütte und wäre beinahe erfroren und Wiesenthal vergnügte sich in der Zwischenzeit mit den Damen.« In noch drastischerer Form sollte Bloch später seinen beiden Söhnen davon erzählen. Der junge Mann, den Wiesenthal nach eigener Darstellung in der Gaststube antraf, könnte mithin einer der beiden anderen Israelis gewesen sein, die Pier Bloch zur Verfügung gestellt hatte. Über einen der beiden schrieb Bloch, er habe sich geweigert, seine Befehlsgewalt anzuerkennen. Doch wie auch immer, das »Subjekt« erschien nicht. Es habe seiner

Frau eine Geldsumme als Geschenk zu Weihnachten zukommen lassen, sich dann jedoch, anstatt sie zu besuchen, in die britische Besatzungszone nach Deutschland abgesetzt, schrieb Bloch.

Der Abschluss des Berichtes wiederum erscheint einigermaßen sonderbar. Nach den Worten des israelischen Agenten war ihm der genaue Aufenthaltsort Eichmanns sehr wohl bekannt. Da Eichmann sich nun jedoch in Deutschland befunden habe, sei die Aktion in eine neue Phase getreten, welche noch einige Wochen in Anspruch zu nehmen versprach, so dass Bloch nicht länger daran teilhaben konnte. Daher habe er Dr. Levin informiert, dass er nicht mehr mit von der Partie sei. Die ganze Angelegenheit habe sich in seinen Augen als reichlich amateurhaftes Abenteuer ausgenommen: Um Eichmann zu fassen, bedürfe es einer professionellen Einheit. Auf Freiwillige sei kein Verlass. Dieser letzte Satz war offenbar auf Wiesenthal gemünzt.<sup>31</sup>

Auch Isser Harel, legendärer Chef des israelischen Mossad, hat sich in schriftlicher Form zu der Affäre geäußert. Dabei unternahm er den Versuch, den Anteil der Israelis an der Blamage herunterzuspielen. Eichmann habe gar nicht erst durch die Anwesenheit eines lautstarken jungen Israelis in irgendeiner Schankstube aufgeschreckt werden müssen, behauptete Harel. Wiesenthal selbst sei bereits hinlänglich bekannt gewesen und habe aus seinem Verlangen, Eichmann zu fassen, niemals einen Hehl gemacht, so dass seine bloße Anwesenheit in dem kleinen Alpendorf ausgereicht habe, Eichmann Reißaus nehmen zu lassen. Wichtig war es Harel, darauf zu verweisen, dass Bloch nicht einer seiner Leute gewesen sei – den Mossad gab es zum damaligen Zeitpunkt ja noch gar nicht.<sup>32</sup>

Die Geschichte dieses Fehlschlags hat indes noch eine weitere Version hervorgebracht, nämlich die eines der österreichischen Kriminalbeamten, die an dem Versuch beteiligt waren, Eichmann zu fassen. Sein Name war Leo Maier. Kurz vor dem Weihnachtsfest 1948 war Maier zu seinem Vorgesetzten bei der Kriminalpolizei Linz bestellt worden und hatte Anweisung erhalten, zusammen mit einem Kollegen nach Altaussee zu fahren. Dort wohne eine gewisse Vera Liebl, die die angebliche Witwe eines berühmten NS-Verbrechers namens Adolf Eichmann sei, wurde ihm erklärt. Es sei möglich, dass Eichmann seine Familie zu Weihnachten besuchen werde. Es war das erste Mal, dass Maier diesen Namen hörte. Die Wahl war auf Maier und seinen Kollegen gefallen, da beide jung und ledig waren. Diejenigen mit Familie zogen es vor, die Feiertage zuhause zu verbringen.

»Es war eine langweilige Angelegenheit«, schrieb Maier später. Keine

Spur von Eichmann, und die Feiertage gingen ins Land. Sie hatten Anweisung erhalten, auch über Silvester dort zu bleiben, worüber die beiden jungen Kriminalbeamten erbittert waren. Die Weihnachtstage über zu arbeiten hatte sie nicht gestört, aber die Silvesternacht wollten sie mit ihren Freundinnen in Linz verbringen. Im Verlauf seiner Observierung sei Maier der damals sechsjährige Sohn Eichmanns aufgefallen, den er in ein Gespräch verwickelt habe. »Gehst du in die Kirche?«, fragte er, was der Junge höflich bestätigt habe. »Und was ist mit der Mama?«, habe Maier dann gefragt, woraufhin der Junge antwortete, seine Mutter habe keine Zeit, sie müsse zuhause kochen. »Und was ist mit dem Papa?«, habe Maier schließlich gefragt, und der Junge erwiderte: »Papa ist weit weg, in Übersee. Aber wir fahren bald zu ihm, und dann darf ich auf einem Pony reiten.« Maier rief seinen Vorgesetzten an und berichtete, ohne jedoch den Jungen zu erwähnen, anhand der Befragungen, die er und sein Kollege in dem Dorf durchgeführt hätten, sei ihnen klar geworden, dass Adolf Eichmann sich in Südamerika aufhalte und seine Familie plane, ihm dorthin nachzureisen. Bei ihrer Rückkehr nach Linz machte er seine Aussage in schriftlicher Form.

Maier, später Mitarbeiter des österreichischen Geheimdienstes und hochrangiger Polizeioffizier, schrieb seine Lebenserinnerungen nieder, viele Jahre nachdem Wiesenthal bereits seine eigenen Bücher veröffentlicht und um seine Version der Geschichte gekämpft hatte, doch die von Wiesenthal und Bloch geschilderte, aufwendige Aktion zur Verhaftung Eichmanns erwähnte Maier mit keinem Wort. Bloch kannte er höchstwahrscheinlich nicht, doch Wiesenthal dafür umso besser. Dessen ungeachtet nannte Maier ihn nicht namentlich.<sup>33</sup>

Vieles von dem, was Wiesenthal geschrieben hat, ist mit Vorsicht zu genießen: Nicht immer erinnerte er sich an Dinge, wie sie sich tatsächlich zugetragen hatten, nicht immer machte er sich die Mühe, seine Erinnerungen zu überprüfen. Die Divergenzen jedoch zwischen dem, was Wiesenthal zu unterschiedlichen Zeitpunkten geschrieben und erzählt hat, spiegeln wahrscheinlich nicht nur die Beschränktheit des menschlichen Erinnerungsvermögens und dessen Täuschungen wider. Als Mann mit literarischen Ambitionen neigte Wiesenthal vielmehr dazu, zuweilen seiner Phantasie freien Lauf zu lassen, zog nicht selten das historische Drama der schlichten Wahrheit vor, so wie er auch nicht daran glaubte, dass die reale Geschichte seine Zuhörer in ausreichendem Maße zu beeindrucken vermochte.

So schrieb Wiesenthal, die Aktion habe einige Monate nach seiner Rück-

kehr aus Israel stattgefunden, wo er die Urnen mit der Asche der Holocaust-Opfer beigesetzt hatte, was zweifelsfrei im Juni 1949 geschehen war. Blochs Bericht jedoch datierte vom 3. Januar 1949, sprich: gut ein halbes Jahr vor Bestattung der Asche. Sehr gut möglich ist, dass Wiesenthal nicht zufällig die tatsächliche Abfolge der Ereignisse vertauschte. Die Bedeutung des Versuchs, Eichmann zu fassen, rührte ganz offenbar aus der Vision, die mit der Bestattung der Asche der Opfer einhergegangen war. Daher musste die Szene aus dem Sommer in Jerusalem vor die winterliche Szene in Altaussee gesetzt werden, der Ablauf der Ereignisse wurde also nicht so gelassen, wie er sich tatsächlich abgespielt hatte.<sup>34</sup>

Eine Woche nach der gescheiterten Aktion in Altaussee, schrieb Wiesenthal, sei er darüber »informiert« worden, dass die Suche abgebrochen worden war. Eichmann war verschwunden. Tuwiah Friedman wiederum schrieb, im Jahre 1950 habe er in Kontakt zu einer zweiten, von Arthur Pier entsandten Gruppe von Agenten gestanden, die mit amerikanischen Nachrichtendienstleuten in Salzburg zusammengearbeitet hätten. Asher Ben-Nathan hat erst in jüngster Zeit bestätigt, es habe tatsächlich einen solchen Versuch gegeben, doch auch dieser sei gescheitert. »1950 war ein schlechtes Jahr für einen »Eichmann-Jäger«, schrieb Wiesenthal später.<sup>35</sup>

All dies macht klar, dass es keine allzu ernsthaften operativen Anstrengungen gab, Eichmann zu fassen, aber wenigstens eines lässt sich von Wiesenthal doch sagen: Er war äußerst erpicht darauf, Eichmann auf die Spur zu kommen, notierte jedes Gerücht und versuchte, auch noch dem kleinsten Informationsfitzel nachzugehen. Viele wussten davon, unter ihnen auch die Central Intelligence Agency der Vereinigten Staaten. Die CIA war es, der Wiesenthal den Plan zuschrieb, Eichmann zu entführen und ihn nach Israel zu fliegen. In Linz habe man ihn daher nach eigenen Worten als »Eichmann-Wiesenthal« bezeichnet.<sup>36</sup> Wiederholt fragte er sich in jener Zeit, warum ausgerechnet er dem Holocaust entronnen und am Leben geblieben war, und die Antwort, die er sich selbst gab, lautete stets: um Eichmann zu fangen.



## KAPITEL 2

### »All die Zeit haben wir Hitler nicht ernst genommen«

#### 1. Eine kleine Stadt in Galizien

Im Haus der Familie Wiesenthal war das Plätschern des Baches zu hören, der zwischen den Häusern der Juden in Buczacz strömte, und man darf annehmen, dass sie auch bei Familie Czaczkes das »Sprechen des Wassers« hörten, wie Samuel Josef Czaczkes schrieb, der spätere Shmuel Josef Agnon. Buczacz war eine kleine, in üppige Vegetation gebettete Stadt in Ostgalizien, der heutigen Ukraine. Kirchtürme und eine kleine Brücke verleihen ihr einen malerischen Anblick. »Meine Stadt ist auf Berge und Hügel gegründet, stiebt in Wälder voller Bäume und Büsche«, schrieb Agnon. »Und der Fluss Strypa zieht sich durch die Stadt und umgibt ihre Flanken, Bäche entnehmen ihm Wasser und tränken Schilf, Sträucher und Bäume, gute Quellen geben sprudelnd frisches Wasser, und Vögel wohnen in den Bäumen und zwitschern von dort. Darunter jene, die ihre Herkunft in unserer Stadt haben, und jene, die auf ihrem Flug in unsere Stadt gelangt und in ihr geblieben sind, die gesehen und erkannt haben, dass unsere Stadt gepriesener ist denn andere Orte.«<sup>1</sup>

Aufnahmen der Stadt, die Wiesenthal retten konnte, vermitteln den Eindruck geschäftigen Treibens, das sich um ein sonderbares, im Barockstil erbautes Gebäude im Stadtzentrum drängt: Ein mehrstufiger Turm auf einem riesigen Basiswürfel. Hier hatte in der Vergangenheit der Stadtrat gesessen. Der Turm entzündete Agnons Phantasie und ließ ihn eine Erzählung darum ranken. Held dieser Erzählung ist der jüdische Architekt, der das Gebäude entworfen hat. Derart vollkommen ist seine Arbeit, dass der Gouverneur der Stadt befiehlt, ihn hoch oben im Turm einzusperren, damit er ein ähnliches Meisterwerk nicht auch in anderen Städten würde errichten können.<sup>2</sup>

Agnon, der spätere Literaturnobelpreisträger, war rund zwanzig Jahre älter als Wiesenthal. Einige Monate bevor Wiesenthal am 31. Dezember 1908 geboren wurde, zog Agnon bereits nach Palästina und ließ sich zunächst in Jaffa nieder, doch was er über sich selbst als kleinen jüdischen Jungen im mit

Wasser gesegneten Buczacz schrieb, zeichnete höchst wahrscheinlich ein authentisches Bild auch von der Landschaft, in der »Szymek«, der älteste Sohn von Henczel (Asher) und Rosa Wiesenthal, seine Kindheit verbrachte.

»Ich erwachte aus meinem Schlaf, und es war Licht im Haus«, beschrieb Agnon eine Begebenheit, die sich am Morgen eines Schabbats zutrug. Er selbst war damals ein kleiner Junge: »Ich stand aus meinem Bett auf und öffnete ein Fenster, damit die Fensterläden das Licht nicht davon abhielten, ins Haus zu kommen. Noch am Fenster stehend wollte ich mit einem Male das Licht sehen, ehe es in unser Haus gelangte. Ich wusch Hände und Gesicht, zog meine Schabbatkleider an und trat aus dem Haus. Keiner der Hausbewohner sieht und hört mich das Haus verlassen. Weder mein Vater noch meine Mutter, die für gewöhnlich kein Auge von mir ließen, sahen, wie ich mich nach draußen stahl. Nun bin ich draußen und niemand sonst. Nur die Vögel, die ihr Morgenlied anstimmten, warteten draußen.

Ich verharrte, bis die Vögel geendet hatten. Dann ging ich zum Brunnen, weil ich das Wasser des Brunnens vernommen hatte und mir sagte, geh und besieh dir das Wasser, wie es spricht. Denn ich hatte noch nie das Wasser sprechen gesehen.

Ich kam zu dem Brunnen und sehe, er strömt über vor Wasser. Und kein Mensch dort, um von dem Wasser zu trinken. Ich füllte beide Hände davon, sprach den Segen und trank. Danach ging ich, wohin mich meine Beine trugen [...] noch war die Stadt sorglos, gab es viele und geachtete Juden in ihr, waren alle Juden, die hernach durch die Hand des Feindes getötet wurden, am Leben.«<sup>3</sup> Wiesenthal hat sich selbst als ein Kind der Straße beschrieben, einsam, ohne Freunde.<sup>4</sup>

Galizien war über Generationen von einer Hand in die nächste gewandert. Wiesenthal liebte das Bonmot, die Leute seien schlafen gegangen, ohne zu wissen, welche Uniform die Polizisten tragen würden, die sie am nächsten Morgen zu Gesicht bekämen, polnische, russische, ukrainische oder österreichisch-ungarische. Im Verlauf seines Lebens hat Wiesenthal in der Tat zahlreiche politische Umwälzungen am eigenen Leib erfahren, und diese förderten eine bleibende, sehr jüdische Skepsis bei ihm, die sich wieder und wieder bewahrheitete, angefangen in den Tagen seiner Kindheit: Man weiß nie, was kommt, alles kann jeden Augenblick geschehen.

Hineingeboren wurde Wiesenthal jedoch in eine Atmosphäre historischer Kontinuität und politischer Stabilität. Sechzig Jahren schon stand Galizien unter dem Schutz ein und desselben Souveräns, des Kaisers Franz

Joseph, der von Wien aus über sein Reich herrschte. Die Juden Galiziens hatten gute Gründe, den Kaiser zu verehren: Er hatte ihnen volle Bürgerrechte gewährt, so dass ihre Lage weit besser war als die der Juden in Russland. Zudem hatte sein Kaiserreich die deutsche Kultur über sie gebracht. »Wir waren glühende habsburgisch-österreichische Patrioten«, erzählte Wiesenthal später, beschrieb damit jedoch vor allem seine Eltern. Sein eigenes Leben sollte unter dem Einfluss von Revolutionen und Kriegen stehen.<sup>5</sup>

Vor dem Ersten Weltkrieg lebten in Galizien ungefähr 870 000 Juden, die rund zehn Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten. Im Laufe der Generationen hatten sie Diskriminierungen und Verfolgungen erfahren, viele von ihnen waren bitterarm. In den drei Jahrzehnten vor Wiesenthals Geburt waren gut eine Viertelmillion Juden aus Galizien ausgewandert, mehrheitlich in die Vereinigten Staaten. Viele Juden gehörten indes auch zu den wohlhabenden Galiziern. Sie waren im Bankgewerbe tätig, in Import und Export, vor allem im Ölgeschäft, oder pachteten Landgüter von Adligen und erhoben Abgaben von den Bauern. Viele arbeiteten in den freien Berufen, waren jüdische Abgeordnete im Parlament oder jüdische Stadtoberhäupter. Einer dieser jüdischen Bürgermeister amtierte auch in Buczacz.

Die Familie Wiesenthal war weder besonders reich noch arm. Der Vater war aus einem Städtchen namens Skala nach Buczacz gekommen und vertrat dort eine Zuckerraffinerie. Als Kind liebte es Wiesenthal, im Warenlager seines Vaters zu spielen und Türme aus Zuckerwürfeln zu errichten. Seine Großmutter sagte, er werde sicher einmal Architekt werden, womit sie höchstwahrscheinlich sagen wollte: Seht her, ein jüdischer Architekt in Galizien. Denn nicht alle Juden wollten nach Amerika auswandern.<sup>6</sup> Wenn sie sich selbst als »Galizier« beschrieben, schwang bei den Juden immer eine gewisse Ironie mit, die auf ihre Fähigkeit abzielte, unter den Nichtjuden zu überleben. Inmitten des Völkergemisches, das im österreichisch-ungarischen Kaiserreich lebte, war ihr erster Identitätskreis der ihrer jüdischen Herkunft.

Die jüdische Kultur blühte damals in Galizien und kündete von großer Vitalität: Neue Ideen entstanden hier und lösten ideologisch-politische Fehden zwischen unterschiedlichen, zumeist chassidischen, religiösen Strömungen aus, modernistische Tendenzen wurden geboren, auch säkulare: die Aufklärung, der Sozialismus und der Zionismus. Buczacz war durch einen Abgesandten auf dem ersten Zionistenkongress in Basel vertreten. Die Stadt zählte zum damaligen Zeitpunkt rund 10 000 Einwohner. Sieben von zehn waren

Juden. Sie waren dort seit dem Jahr 1500 ansässig und sprachen ein Sammelsurium von Sprachen: Russisch, Ukrainisch, Polnisch, Deutsch und Jiddisch, was auch die Sprachen der Kindheit Wiesenthals waren.<sup>7</sup>

So erzählte er, zuhause hätten seine Eltern Deutsch gesprochen und gelesen, und seine Mutter habe oft aus deutschen Klassikern wie Goethe, Schiller und Heine zitiert. Auch Agnon, Sohn eines wohlhabenden Pelzhändlers, erzählte, seine Mutter habe dies getan. Viele Jahre später sollte Wiesenthal eine eidesstattliche Erklärung unterschreiben, in der es hieß, seine Eltern hätten untereinander Deutsch gesprochen. Dies sei die Sprache des täglichen Austausches zwischen ihm und seiner Mutter gewesen.

Diese Erklärung kam auf Bitten eines Bekannten zustande, der Entschädigungszahlungen von der Bundesrepublik Deutschland forderte und ersucht worden war nachzuweisen, dass er dem deutschen Kulturkreis angehörte. Wiesenthal erklärte an Eides statt, im Elternhaus seines Bekannten hätten ähnliche Bedingungen geherrscht wie in seinem eigenen. »Die Juden waren ja die Wegbereiter der deutschen Kultur im Osten«, so Wiesenthals Diktum in einem seiner Vorträge. Die eigentliche Sprache des tagtäglichen Umgangs jedoch war das Jiddische. Es prägte jede Sprache, in der Wiesenthal redete, sein Leben lang: Bis ans Ende seiner Tage blieb er ein Ostjude und nach eigener Auffassung auch ein Flüchtling: »Ein Flüchtling ist ein Mensch, der alles verliert, was er hatte, außer seinem Akzent«, schrieb er in einem seiner Bücher.<sup>8</sup>

Wiesenthals Großeltern waren noch strenggläubig. Einmal nahm ihn seine Großmutter mit zu einem Besuch bei einem bekannten Rabbiner, einem Wundertäter. Der kleine Wiesenthal sah dort einen Mann, den alle nur den »Schweiger« nannten. Seine Großmutter erklärte ihm, während eines bitteren Streits mit seiner Frau habe der Mann sie verflucht und »verbrennen sollst du« geschrien. Noch in derselben Nacht sei sein Haus in Flammen aufgegangen und seine Frau darin verbrannt. Von Schuldgefühlen gepeinigt, sei der Mann zum Rabbiner gekommen, und dieser habe entschieden, er dürfe für den Rest seines Lebens kein Wort mehr über die Lippen bringen und solle seine Tage damit verbringen, um Vergebung zu bitten. Wiesenthals Biographin Hella Pick, die diese Geschichte aus seinem Munde hörte, hat sie mit jenen Themen in Verbindung gebracht, die Wiesenthal als Erwachsener sein ganzes Leben lang beschäftigen sollten: Schuld und Strafe, Buße und Vergebung.<sup>9</sup>

Im Alter von drei oder vier Jahren schickten ihn seine Eltern ins *Cheder*, die traditionelle ostjüdische Elementarschule, wo der kleine Simon einige Grundlagen des jüdischen Rechts der Halacha gelernt und höchstwahr-

scheinlich auch einige Wörter Hebräisch aufgeschnappt haben dürfte. An den hohen Feiertagen zeigten sich seine Eltern in der Synagoge, weil dies in der Gemeinde so üblich war, doch allem Anschein nach ist Wiesenthal nicht in einer religiös geprägten Atmosphäre aufgewachsen. In seinem Elternhaus wurden die Speisegesetze nicht allzu streng beachtet und auch der Schabbat nicht strikt eingehalten, doch solange seine Großmutter noch am Leben war, beging die Familie zumindest die Sederfeier zum Pessachfest. Später einmal hat Wiesenthal erzählt, wie er immer auf das Erscheinen des Propheten Elias gewartet habe und dieser nie gekommen sei, doch seine Großmutter habe ihm ein ums andere Mal versichert, der Prophet hätte sehr wohl von dem Glas Wein getrunken, das für ihn bereitgehalten wurde. Als ihr Enkel sie daraufhin fragte, wie es dann sein könne, dass das Glas noch immer voll sei, erwiderte seine Großmutter, der Prophet Elias trinke nie mehr als eine Träne.<sup>10</sup>

Solange Wiesenthal zurückdenken konnte, wurde zuhause über die Verfolgung der Juden gesprochen. Sein Großvater etwa erzählte viel von den Pogromen. Fünf Jahre vor Wiesenthals Geburt war es zu dem bekannten Pogrom in Kischinew gekommen, das damals in Russland lag.<sup>11</sup> Wiesenthal selbst jedoch wuchs in eine Gemeinde voller Vitalität hinein.

Ein Jahr bevor er geboren wurde fand auf einem der Plätze von Buczacz eine Wahlversammlung mit Nathan Birnbaum statt, einem seinerzeit bekannten Funktionär und Kommunalpolitiker, der aus Wien gekommen war. Die Versammlung ist auf einem Foto festgehalten worden. Man sieht darauf Hunderte von Juden der Stadt, in der Mehrzahl Männer mit Bärten und schwarzen Hüten, die teils der Tradition folgten und teils der neuesten Mode aus Wien. Hier und da sind auch einige Frauen zu sehen. Alle wirken ernsthaft und förmlich, dem Auftritt des prominenten Redners angemessen und ganz offenbar auch der Gegenwart des Fotografen geschuldet, da alle den Blick unverwandt in die Linse seines Fotoapparates richten.

Eines der Häuser am Platz ist ein Hotel, auf dessen verschnörkeltem Balkon einige Damen mit prachtvollen Hüten sitzen. Eine große Uhr hängt an einem langen Ausleger vor einem der Geschäfte. Im Zentrum der Menge steht eine Kutsche, gezogen von zwei Schimmeln, die allem Anschein nach Birnbaum vom Bahnhof abgeholt hat.

In der jüdischen Kommunalpolitik von Wiesenthals Vaterstadt garte es nicht selten, was den *Jüdischen Wecker*, die örtliche Zeitung, jedoch nicht davon abhielt, die Bewohner der Stadt der Gleichgültigkeit zu zeihen. »Jeder

Jude von Buczacz ist eine Welt für sich, und die Angelegenheiten der Allgemeinheit interessieren ihn nicht im Mindesten«, klagte die Zeitung und lieferte ihren Lesern folgende These: »Wer die zahllosen Sodageschäfte sieht, die es in der Stadt gibt, könnte meinen, ihre Einwohner seien begeisterte Bürger, die ihr Mütchen zuweilen durch das Trinken kalten Wassers kühlen müssen, aber die Belege der Gleichgültigkeit und Kühle unserer Brüder, der Söhne Israels, in dieser Stadt widersprechen dieser Annahme. Und wer weiß, ob es nicht der übermäßige Genuss des Sodawassers ist, der ihre Erstarrung bewirkt hat.«<sup>12</sup>

Die meisten ehemaligen Buczaczer haben die Armut der Juden in ihrer Stadt beschrieben, doch die Gemeinde verfügte immerhin über einige Gebetsstätten, darunter eine recht prachtvolle Synagoge, dazu mehrere jüdische Schulen, ein Krankenhaus, ein Waisenhaus und mehrere Armenküchen. Die jüdische Zeitung gab auch eine Literaturbeilage mit heraus, die unter anderem einige der ersten Gedichte von Czaczkes' Sohn, wie er damals bezeichnet wurde, veröffentlichte. Scholem Alejchem war einmal zu Besuch in der Stadt, fand jedoch keine Zeit, den jungen Czaczkes zu treffen. Auch andere Schriftsteller kamen in die Stadt.

Ein gewisser Abraham Silberschein kam aus Lemberg, um Bibelunterricht zu geben und Geschichte und Hebräisch zu lehren. Es gab eine Theatertruppe namens »Der Tannenzapfen«. Zuweilen gastierte ein Zirkus in der Stadt, eine Tierschau oder eine Panoramaschau. Hin und wieder war ein Seiltänzer zu bewundern, ein fahrender Grammophonbetreiber oder ein Zauberer. Im Sommer unternahm man Wanderungen in die Wälder der Umgebung, badete in der Strypa oder fuhr Boot. Im Winter wurde Schlittschuh gelaufen.<sup>13</sup>

Bei seiner Beschreibung des jüdischen Lebens im Buczacz der Jahrhundertwende hat auch Agnon das Bild einer gemächlichen Alltagsroutine gezeichnet, die nicht von einer Katastrophe kündete. »Die Sonne bescheint das Land und die auf ihm leben, und das Land gibt seinen Ertrag, mal freundlich, mal mürrisch, die Menschen gehen ihren Geschäften nach und laufen hinter ihren Angelegenheiten her, und ein jeder genießt auf seine Art oder leidet auf seine Art an der Welt und ihren Kapriolen. Und obgleich es der Welt nicht an Weltverbesserern ermangelt, waren wir überzeugt, nichts würde sich jemals ändern.« Im Sommer 1914 jedoch machten mit einem Mal Gerüchte die Runde, ein Krieg sei ausgebrochen.

In Buczacz konnte man anfangs kaum glauben, dass ihr Kaiser sich tatsächlich auf eine derartige Dummheit eingelassen haben könnte. Wusste er denn nicht um den Preis des Krieges? Daher waren die Menschen geneigt,

den Worten der Kommentatoren beizupflichten, die in den jüdischen Zeitungen abgedruckt wurden: Es wird keinen Krieg geben. Doch noch während die einen schrieben und die anderen es lasen, »hatte der Krieg mit einem Mal alle eingekreist, erschütterte der Donner der Kanonen die Stadt und ihre Umgebung«, schrieb Agnon.

Dies war der »Große Krieg«, der Erste Weltkrieg, wie er später bezeichnet werden sollte. Ein Krieg, der nicht nur zwischen Armeen an abgelegenen Fronten ausgetragen wurde, sondern die bürgerlichen Ordnungen und Grundwerte der Menschen an beinahe jedem Ort in Europa zum Einsturz brachte. Auch in Buczacz oder Biczacz, wie Agnon den Namen der Stadt vokalisiert hat: »Die jungen Männer wurden in den Krieg geworfen, und die Alten blieben ohne Halt und Stütze zurück. Frauen wussten nicht mehr ein noch aus, und Kinder waren sich selbst überlassen. Die Schulen wurden geschlossen und auch die *Cheder* und Ähnliches mehr. Junge Männer, die nicht einberufen worden waren oder aber einberufen waren und nicht zu ihren Einheiten gelangen und sich den Soldaten anschließen konnten, sammelten Geld, gründeten Komitees und eröffneten Armenküchen, um den Bedürftigen Essen zu geben.«

Viele verließen die Stadt: »Ein jeder Mann nimmt all sein Geld und mietet sich ein Fuhrwerk, lädt seine Ware und sein Hab und Gut darauf, seine Frau und seine Sprösslinge, während er und seine großen Söhne und Töchter sich hinter dem Wagen herschleppen, und so fahren und laufen sie zu einem anderen Ort, wohin das Grauen noch nicht gelangt ist. Doch da sie dort ankommen, sehen sie, was ihnen widerfahren ist, ist auch den Menschen an jenem Ort widerfahren. [...] Schon hat sich Biczacz der Mehrheit seiner jüdischen Bewohner entledigt. Ein Drittel steht im Felde und kämpft mit den Russen, ein Drittel hat sich in alle Winde verstreut, und ein Drittel ist in der Raub und Mord ausgesetzten Stadt verblieben.«<sup>14</sup>

Der Erste Weltkrieg katapultierte Europa unsanft in das 20. Jahrhundert. Von diesem Punkt an sollten historische Verwerfungen zum zentralen Faktor in Wiesenthals Leben werden, und wie ihm erging es Millionen anderer Kinder. Eineinhalb Jahre nach Kriegsausbruch verlor er seinen Vater. Henczel Wiesenthal gehörte den kaiserlichen Reservekorps an, wurde eingezogen und getötet. Sein Sohn hat später viel über den Tod der Mutter im Zweiten Weltkrieg gesprochen, über den Verlust des Vaters im Ersten Weltkrieg hingegen wenig. Doch auch ihm ist die bittere Ironie nicht verborgen geblieben, die den Tod des Vaters begleitete: Henczel Wiesenthal kämpfte auf derselben Seite der

Front wie Adolf Hitler.<sup>15</sup> Das war im Oktober 1915. Simon Wiesenthal war damals sieben Jahre alt, sein Bruder Hillel fünf. Der Krieg sollte noch drei lange Jahre dauern.

## 2. Der große Fehler

Henczel Wiesenthal fiel in den Reihen der falschen Armee: Die Russen besetzten Galizien, und wie die meisten anderen Bewohner von Buczacz nahm Rosa Wiesenthal ihre beiden kleinen Söhne und ihre Eltern und flüchtete, zunächst nach Lemberg und dann nach Wien. Sie wohnten auf der so genannten »Mazzeinsel«, dem jüdischen Viertel in der Leopoldstadt, das sich zwischen dem Donaukanal und dem Fluss erstreckte, wo auf engstem Raum Zehntausende Juden lebten, Wiener und Fremde, viele von ihnen Flüchtlinge aus dem Osten.

Alles war neu und aufregend in dieser Stadt, deren Wege gepflastert waren und die, wie Agnon schrieb, »den Füßen der Jungen aus den Provinzstädtchen nicht schmeichelten, umso weniger jemandem, der an den Morast von Biczacz gewöhnt war.«<sup>16</sup> Doch in Wien gab es auch weitläufige Parks, Schlösser und Prachtboulevards, mehrstöckige Wohnhäuser und große Geschäfte, Kaffeehäuser und Autos. Der Junge aus dem Provinzstädtchen, der gerade erst seinen Vater verloren hatte, wurde in Wien auf die Schule geschickt – auch das eine neue Erfahrung für ihn. Es war eine jüdische Schule, und der Unterricht fand auf Deutsch statt. Wiesenthal sollte sich später an einen schulfreien Tag erinnern, den die Kinder im November 1916 bekamen, um dem Trauerzug für Kaiser Franz Joseph beizuwohnen.

Unter den Zehntausenden von Kindern, die sich entlang der Strecke drängten, die der Katafalk des Kaisers zurücklegte, war auch ein anderer jüdischer Junge, drei Jahre jünger als Simon Wiesenthal, der sich später vor allen Dingen an die Eiseskälte erinnern sollte, die an jenem Tag herrschte. Sein Name war Bruno Kreisky. »Als der Trauerkondukt endlich herankam, schien es mir, als fülle sich die ganze Welt mit Schwarz«, schrieb Kreisky in seinen Memoiren. »Es war eine einzige Demonstration der Schwärze, und in den Gesichtern der Menschen waren Schmerz und Sorge zu lesen; was mochte jetzt werden?« Einige Monate später verstarb auch Wiesenthals Großvater.<sup>17</sup>



Der Tod des Kaisers und das Kriegsende zwei Jahre später kündeten von einer neuen Ära. Rosa Wiesenthal nahm ihre beiden Söhne und kehrte, wie viele andere Juden der Stadt auch, nach Buczacz zurück – »aus Liebe zu ihrer Heimatstadt, und weil sie gesehen und erfahren hatten, dass sie auch an allen anderen Orten, an denen sie gewohnt hatten, keinen Gefallen gefunden hatten«, so Agnon. Das Haus der Familie Wiesenthal war eines der wenigen, die den Krieg unbeschädigt überstanden hatten. Nur das Warenlager war geplündert. Die Russen waren geschlagen und abgezogen, Ostgalizien avancierte zu einem unabhängigen Staat.

Doch es dauerte nicht lange, bis das Gebiet an Polen fiel, dessen Herrscher »harte Herren« waren, wie Agnon schrieb: »Weil sie nicht mit Verstand zu handeln wussten, ließen sie blindwütige Grausamkeit walten. Sie kannten keine Gnade, nur harte Erlasse [...] große Armut kam über die Stadt, und das Auskommen wurde immer schmaler. Ein Mensch wusste nicht, was er essen sollte und womit seine Sprösslinge zu ernähren.«<sup>18</sup> Zudem grassierte eine Typhusepidemie in der Stadt und raffte viele ihrer Bewohner hinweg. Dennoch gelang es Rosa Wiesenthal, das Geschäft ihres verstorbenen Mannes wieder zum Leben zu erwecken. Ihren ältesten Sohn schickte sie zunächst zurück nach Wien, damit er dort noch einige Monate bei seiner Großmutter wohnen konnte.

1920 war das Jahr, in dem Polen Krieg gegen das bolschewistische Russland führte und sich dabei der Reiterverbände des ukrainischen Kriegsherrn Simon Petljura bediente, die für ihre grausamen Übergriffe gegen die jüdische Bevölkerung berüchtigt waren. Sie wüteten auch in Buczacz. Wiesenthal berichtete von einem dieser Ukrainer, der plötzlich in ihrer Straße auftaucht und zu seinem Vergnügen mit dem Säbel nach ihm gestoßen habe. Der junge Wiesenthal wurde am Knie verletzt.

Drei Jahre später, er war jetzt 15 Jahre alt, wurde Wiesenthal auf das Gymnasium geschickt. Dies war ein eindeutig säkularer, antireligiöser Schritt: Der Unterricht erfolgte auf Polnisch und fand auch am Schabbat statt. Persönlich sollte sich der junge Wiesenthal offenbar auf ein Berufsleben an einem verheißungsvolleren Ort als Buczacz vorbereiten. Auf einem Foto aus jenen Tagen sieht man ihn in Anzug und mit Krawatte, soweit zu erkennen ohne Kopfbedeckung, umringt von Altersgenossen, die die Uniform einer jüdischen Jugendbewegung tragen, allem Anschein nach die des »Hashomer Hatza'ir«.

1922 dann verstarb Wiesenthals geliebte Großmutter, die in der Zwi-

schenzeit ebenfalls aus Wien nach Buczacz zurückgekehrt war, und ein Jahr darauf ereilte die Familie ein weiteres Unglück: Wiesenthals jüngerer Bruder Hillel fiel aus großer Höhe und verletzte sich am Rückgrat. Die Mutter brachte ihn zur Behandlung nach Wien. In den darauf folgenden sechs Monaten hatte Wiesenthal so gut wie keinen Kontakt zu seiner Mutter. Schließlich kehrte sie zurück, Hillel war noch am Leben, verstarb jedoch innerhalb weniger Monate.

Paulinka Kreisberg, Wiesenthals Tochter, wusste zu erzählen, Simons Mutter sei dominant gewesen und dieser habe unter dem Gefühl gelitten, sie habe seinen Bruder Hillel immer mehr geliebt als ihn. Wiesenthal selbst hat über all dies kaum gesprochen und keine Gefühlsregung preisgegeben – weder Liebe noch Eifersucht, Enttäuschung oder Schmerz. Er hat nicht erzählt, wie er von dem Tod seines Vaters erfuhr oder was diese Nachricht in ihm auslöste; er hat nicht über das Verhältnis zu seinem Bruder gesprochen und was er empfand, als dieser starb; er hat die Beerdigung nie beschrieben oder die anschließende siebentägige Trauerzeit. In allen Interviews zu seiner Biographie umgab er sich immer mit einer Art Schutzmauer. Er verschanzte sich dahinter und rekrutierte zu seiner Verteidigung eine Reihe immer wieder bemühter Geschichten, wie zum Beispiel die von dem ukrainischen Kosaken, der ihn mit seinem Säbel verletzte. Die Interviewer gaben sich in der Regel damit zufrieden.

Auf dem Gymnasium lernte Wiesenthal die Liebe seines Lebens kennen: Cyla Müller, eine seiner Mitschülerinnen, sollte später seine Frau werden. Sie stammte aus der Familie Sigmund Freuds und hatte ebenfalls in jungen Jahren schon ihren Vater verloren. »Ich war glücklich«, erzählte Wiesenthal Jahre später, »weil ich ein Mädchen hatte, das mich liebte und das ich sehr liebte.« Nach eigenen Angaben erzählte er ihr gerne lustige Geschichten, und sie lachte viel. Einmal fertigte er eine Bleistiftzeichnung von ihr an: Ein fülliges, in seine Lektüre versunkenes junges Mädchen. Ihre Hände bedecken die Ohren, als wollte sie sich von ihrer Umwelt abkapseln und ihre Innenwelt schützen. Tiefe Trauer spiegelt sich in ihrem Gesicht wider.<sup>19</sup> Offenbar sprachen sie Polnisch und Jiddisch miteinander. Alle Welt erwartete, dass sie heiraten würden.

Doch zunächst geschah noch etwas anderes: Rosa Wiesenthal heiratete einen Bewohner des Städtchens Dolina in den Karpaten, den aus Wien stammenden Isaak Halperin. Bekannten der Familie zufolge fühlte sich der junge Wiesenthal gekränkt, als seine Mutter ein zweites Mal heiratete und Buczacz

verließ. Zuvor jedoch sorgte sie dafür, dass ihr Sohn im Haus der Eltern seiner Freundin würde wohnen können. In unregelmäßigen Abständen fuhr der junge Wiesenthal von nun an seine Mutter und seinen Stiefvater besuchen. Das Verhältnis zwischen ihnen war nicht zum Besten bestellt. Halperin hatte eigene Söhne aus erster Ehe. Wiesenthal selbst zeichnete zum damaligen Zeitpunkt viel und wollte eigentlich Kunst studieren. Seine Mutter überredete ihn jedoch dazu, ein Architekturstudium aufzunehmen.

Wiesenthal scheiterte zunächst am Abitur. Nach seiner Wahrnehmung waren die jüdischen Schüler dazu gezwungen, bessere Leistungen als ihre nichtjüdischen Mitschüler zu erbringen, um entsprechende Noten zu bekommen. Seine Freundin Cyla Müller jedoch hatte mehr Erfolg als er. Nachdem Wiesenthal schließlich das Abitur abgelegt hatte, reiste er zum Studium nach Prag. Ursprünglich hatte er in Lwów studieren wollen, wie die Polen Lemberg nannten, das näher an Buczacz gelegen war, doch man ließ dort, wie Wiesenthal meinte, jüdische Studienanwärter bei den Aufnahmeprüfungen vorsätzlich durchfallen.<sup>20</sup> Er war damals zwanzig Jahre alt, polnischer Staatsbürger und damit zum Militärdienst verpflichtet, womit er noch einen weiteren guten Grund gehabt haben dürfte, zum Studium nach Prag zu gehen, es sei denn, er wäre, wie viele junge Männer seinerzeit, vom Militärdienst freigestellt gewesen. Wie auch immer, die goldene Stadt der hundert Türme lockte den jüdischen Studenten aus Buczacz. Seine Freundin Cyla blieb daheim. In den Semesterferien fuhr er sie besuchen.

Die zwanziger Jahre in Europa waren Jahre der Hoffnung auf eine neue und demokratische Welt. Als Student an der »Politechnika«, der technischen Hochschule von Prag, fand sich Wiesenthal inmitten eines kulturell-avantgardistischen, gewagten, freien und berausenden Aufbruchsprozesses wieder. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er Polizisten, vor denen man sich nicht fürchten musste. Mehrere zehntausend ausländische Studenten verliehen der Stadt eine kosmopolitische Atmosphäre, und zum ersten Mal überhaupt hatte Wiesenthal Gelegenheit, in Gesellschaft nichtjüdischer Kommilitonen auszugehen und zu feiern. Die Studenten beschäftigten sich mit Malerei und Bildhauerei und arbeiteten an der Ausstattung eines Films mit. Es waren die glücklichsten Jahre seines Lebens. Manchmal stand er auf der Bühne eines jüdischen Studentenkabarets, um Witze zu erzählen. Die jüdische Studentenvereinigung hatte einen hebräischen Namen: »Tchiya«, Auferstehung oder Erneuerung. Wiesenthal begann, sich für zionistische Politik zu interessieren.

Zunächst schloss er sich den Revisionisten an, einer oppositionellen Gruppe innerhalb der zionistischen Bewegung, die von dem bekannten Journalisten Wladimir Zeev Jabotinsky geführt wurde. Sie verlangten ein Umdenken – eine Revision – in der Politik Chaim Weizmanns, des Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation, der ihnen zu versöhnungsbereit erschien. Im Koordinatensystem der damaligen Zeit vertraten sie mithin einen »rechten« Standpunkt. Jabotinskys Gegner verglichen ihn mit Mussolini und sogar mit Hitler. Später sollte Wiesenthal zu Protokoll geben, während seiner Studienzeit in Prag habe er Jabotinsky verehrt und sei zu zwei Unterredungen mit diesem eingeladen gewesen. Offenbar war damit jedoch lediglich gemeint, dass er bei einem Vortrag Jabotinskys und einer Pressekonferenz mit ihm zugegen gewesen war.<sup>21</sup>

Wiesenthal blieb nicht lange bei den Revisionisten: »Sie waren arrogant und führten sich auf, als hätten sie ein Monopol auf die Wahrheit«, äußerte er später.<sup>22</sup> Ohnehin splitterte sich die Prager Gruppe der Revisionisten just zu jenem Zeitpunkt auf. Wiesenthal verlagerte sein politisches Engagement auf die »Judenstaatspartei« unter dem Vorsitz eines Journalisten und Politikers namens Meir Grossmann. Jabotinsky und seine Anhänger hingegen verließen 1935 die Zionistische Weltorganisation. Die »Judenstaatspartei« verblieb darin. Politisch wurde sie näher beim »Zentrum« verortet als die Revisionisten.

Wiesenthal war mithin schon vor dem Holocaust ein politisch denkender und zionistisch gesinnter Mensch gewesen und blieb bis zum Ende seines Lebens stets eher auf der rechten Seite des politischen Spektrums. Dennoch darf man wohl annehmen, dass nicht interne Streitigkeiten innerhalb der zionistischen Bewegung im Mittelpunkt seines Lebens in jenen fröhlichen Tagen von Prag standen. Er blieb dort bis 1932 und wechselte dann nach Lwów, als sein Stiefvater sich weigerte, sein Studium in Prag noch länger zu finanzieren. In Lwów musste Wiesenthal sein Studium beinahe ganz von neuem beginnen.

Lwów oder Lemberg wurde Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet und war eine imposante, stolze Stadt. Im Stadtzentrum war der Einfluss Wiens unverkennbar, auch ein Opernhaus gab es. Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs zählte die Stadt rund 300 000 Einwohner. Jeder Dritte war Jude, größere jüdische Gemeinden existierten in Polen lediglich in Warschau und in Łódź. Die Mehrzahl der übrigen Bewohner waren Polen und Ukrainer. Diese waren sich nicht selten spinnefeind, lasteten aber einmütig all ihre Sorgen und Nöte

den Juden an.<sup>23</sup> Als Wiesenthal nach Lwów zurückkehrte, war er 24 Jahre alt. Im Verlauf seines Studiums arbeitete er dort als Bauleiter in einem Architektur- und Bauingenieurbüro. Als Abschlussarbeit entwarf er ein Sanatorium für Tuberkulosekranke. Seine Biographin Hella Pick berichtet zudem, er habe einige Wohnhäuser entworfen, darunter auch eine Villa für seinen Stiefvater und seine Mutter.<sup>24</sup>

Im Mittelpunkt der öffentlichen Wahrnehmung stand zum damaligen Zeitpunkt, noch ehe im Januar 1933 die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, bereits der Kampf der Hitler-Partei um die Herrschaft im Deutschen Reich. Wiesenthal erinnerte sich, dass an der Technischen Hochschule in Prag unter Studenten wie Dozenten eine antisemitische Stimmung herrschte. Einmal im Jahr riefen die nichtjüdischen Studenten einen »Tag ohne Juden« aus, an dem es den jüdischen Studenten verboten war, die Hochschule zu betreten. In der Regel fiel dieser Tag ausgerechnet in die Prüfungszeit. Unter den Studenten gab es zudem faschistische Schlägertrupps, die die jüdischen Studenten drangsalierten.<sup>25</sup>

Auch in Lwów war Wiesenthal in einer zionistischen Studentenvereinigung aktiv, die einen hebräischen Namen trug, »Bar Giora«. Und er veröffentlichte in der Studentenzeitung *Omnibus* von Zeit zu Zeit Karikaturen gegen die Nationalsozialisten. Vereinzelt richteten sich die von ihm gezeichneten Karikaturen auch gegen den Vorschlag der Briten, Palästina in zwei Staaten zu teilen.<sup>26</sup> »Lwów war damals in den dreißiger Jahren tatsächlich eine in kultureller Hinsicht blühende Stadt, und es gab dort viele junge Begabungen«, erinnerte sich Wiesenthal viele Jahre danach, »junge Männer, die, wären nicht die Tage der Verfolgungen gekommen – und wenn sie überlebt hätten –, gewiss zur Elite des Landes geworden wären.«<sup>27</sup> In entsprechend optimistischer Stimmung heiratete Wiesenthal im September 1936 seine Cyla. »Wir träumten von einer besseren Zukunft«, vertraute Wiesenthal Jahrzehnte später seinen beiden Interviewern Maria Sporrer und Herbert Steiner an, ohne ihnen, wie es seine Art war, einen tieferen Blick in seine Innenwelt zu gewähren.

Seine beiden Gesprächspartner fragten Wiesenthal bei nämlicher Gelegenheit, ob er in jenen Tagen nicht daran gedacht habe, nach Israel oder in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, wie es viele seiner Verwandten getan hatten. Wiesenthal zählte den Traum von einer besseren Zukunft, den er mit seiner Frau teilte, zu den Gründen, die ihn bewogen hatten, in Lwów zu bleiben, neben der Schwierigkeit, eine Einreiseerlaubnis, ein sogenanntes Zertifikat, zu erhalten. Doch vieles spricht dafür, dass er überhaupt nicht versucht

